

Ein Job mit internationalem Flair

Jon Hezle absolviert nach dem Wirtschaftsingenieur-Studium in Schweden das Graduate Training Program (GTP) von UBS in der Einheit Wealth Management International.

Sie sind Schwede. Wie sind Sie in die Schweiz gekommen?

Während meiner Diplomarbeit hat mich ein Freund auf die Praktika bei UBS aufmerksam gemacht. Ich fand das spannend, habe mich beworben und so bin ich zu Wealth Management International nach Zürich gekommen. Am Ende des Praktikums hat mir meine Vorgesetzte vorgeschlagen, in ihrer Abteilung auch noch das GTP zu absolvieren. Auf dieses Angebot bin ich natürlich sehr gern eingegangen.

Was gefällt Ihnen denn an Ihrer Arbeit besonders?

Es ist ein Job mit internationalem Flair; denn unsere Einheit ist für Kunden aus verschiedensten Ländern verantwortlich. Auch unser Team ist international zusammengesetzt, die Arbeitssprache ist Englisch. Jeden Tag warten neue Aufgaben – das gefällt mir.

Fühlen Sie sich da nicht zuwollen überfordert?

Natürlich kommt das vor, aber meine Vorgesetzte unterstützt mich, wenn ich nicht weiter komme. Als Einzelkämpfer fühle ich mich bei UBS ohnehin nicht. Ich arbeite eng mit meinen Kolleginnen und Kollegen im Team zusammen und lerne täglich von ihnen.

Was macht in Ihren Augen die Qualität des GTP aus?

Man kann verschiedene Abteilungen von UBS kennen lernen und ein breites Aus- und Weiterbildungsangebot nutzen. Ausserdem habe ich unter meinen GTP-Kollegen auch gute Freunde gefunden.

Warum würden Sie UBS als Arbeitgeber/in und das GTP empfehlen?

Mir gefällt die Stimmung im Team und das breite Spektrum der Möglichkeiten, welches UBS bietet. Ich kann mir auch vorstellen, nach dem GTP in den USA oder in Asien zu arbeiten. Ich bin jedenfalls gespannt, wo die Reise hingehlt.



Sind Sie interessiert an einem Karrierestart für Graduates?

Informationen über das Graduate Training Program (GTP) erhalten Sie unter www.ubs.com/graduates



Your exceptional talent drives our success. It starts with you.

What keeps UBS at the forefront of global financial services? Your skills, commitment and ambition to be the best. Our innovation comes from your creativity and appetite for challenge. The ideas you share with colleagues help develop the products and services that sustain our market leadership positions across Europe, the Americas and Asia Pacific. A dynamic and diverse environment provides you with every opportunity to fulfill your potential and further our achievements. Industry-leading training programs help you to hit the ground running. How far you go is up to you.

Find out more about graduate opportunities and life at UBS at www.ubs.com/graduates

You & Us



Edito ■

Tout le monde le sait : le savoir et la connaissance constituent l'une des seules matières premières de notre pays. Investir dans la formation n'est donc pas un luxe. Car à l'heure de Bologne et de la mondialisation, la pression financière et la compétition entre les hautes écoles deviennent de plus en plus intenses. Les effets collatéraux de cette évolution donnent à de nombreuses personnes, étudiants et professeurs inclus, l'impression de fonctionner dans un système qui ne laisse plus aucun répit. Consacrer du temps pour mener une réflexion plus globale quant au sens et à l'avenir de l'université apparaît pourtant indispensable. Pour saisir les enjeux du futur, il faut en effet être en mesure de comprendre le passé et de se poser les bonnes questions.

Dans cette perspective, la rédaction du Service Communication & Marketing a choisi de tra-

vailer en étroite collaboration avec des étudiants qui ne seront ni plus ni moins que les acteurs de la société de demain. Une dizaine d'entre-eux ont ainsi accepté de se glisser dans la peau du journaliste et de partir en quête d'informations. L'expérience fut enrichissante : chercher les bons contacts, oser téléphoner à des inconnus, apprendre à synthétiser et à structurer les données récoltées... le travail n'a pas été de tout repos. Aucun participant n'a baissé les bras, malgré les impondérables de la profession : «mon mini-disc n'a rien enregistré de l'interview ! heureusement que j'avais pris des notes». Après moult relectures et réécritures, le résultat a abouti au numéro spécial que vous tenez aujourd'hui entre vos mains : nous vous souhaitons une bonne lecture et un été des plus agréables !

La rédaction

Sommaire-Inhalt ■

Brennpunkt	>	4
Horizon 2056	>	6
Es bläst ein kühler Wind...	>	8
Eduqué, cultivé, expérimenté et au chômage	>	10
Die Brückenbauer von morgen	>	14
Faire ses valises pour Fribourg	>	18
Der Student als wirtschaftliches Schwergewicht	>	21
Clics et déclics de la technique	>	23
Forschung: Quo vadis?	>	25
Formation continue	>	27
Chronique	>	29
Brückenbauer	>	32
Ein Tag im Leben von	>	34
Projet	>	36
In-house	>	39
Lecture	>	41

Les illustrations du dossier ont été réalisées par des étudiants en deuxième année d'architecture à l'Ecole d'ingénieurs et d'architectes de Fribourg.

Drittmittel: Ein Verlust der unabhängigen Wissenschaft?

Une concurrence toujours plus rude, des budgets toujours plus limités, les universités se doivent désormais de développer le fund-raising. A Fribourg, une fondation a ainsi vu le jour en octobre dernier. Son but : récolter des fonds dans le secteur privé afin de promouvoir l'enseignement, la recherche et la formation continue. Pour le recteur Urs Altermatt, il s'agit là d'une question essentielle pour l'avenir.

Universitas: *Im Oktober 2005 wurde an der Universität Freiburg eine Stiftung zur Akquisition von Drittmitteln aus der Taufe gehoben. Damit ist Freiburg eine der ersten Universitäten der Schweiz, die in zentralisierter Weise gezieltes Fundraising betreibt. Was war ausschlaggebend für diesen Schritt?*

Die Universität Freiburg kann auf eine eigentliche Fundraising-Tradition zurückblicken: Der Hochschulverein bewog 1934 die Schweizer Bischöfe dazu, eine jährliche Kirchenkollekte zugunsten der Universität ins Leben zu rufen. In einem gewissen Sinne wurde somit schon damals Fundraising betrieben. Noch im Jahr 1962 konnte mit der Kollekte über ein Drittel des Budgets bestritten werden. Ende der 1960er Jahre stieg das Budget der Universität aufgrund der Bundessubventionen signifikant an. Dadurch ging der Anteil der Kollekte am Universitätsbudget stark zurück. In den letzten Jahren kamen noch andere Gründe dazu. Die Kollekte betrug jeweils deutlich weniger als ein Prozent des Universitätsbudgets.

Welche finanzielle Bedeutung besaßen die Drittmittel bisher an der Universität Freiburg?

Was den Drittmittelanteil am gesamten Budget der Universität Freiburg anbelangt, liegt dieser mit 18% leicht unter dem gesamtschweizerischen Durchschnitt von 21%. Es besteht meines Erachtens noch ein ganz erhebliches Potential, was die Akquisition von Drittmitteln anbelangt. Die Früchte unserer jetzigen Arbeit, sprich der Stiftungsgründung, können vermutlich erst in einigen Jahren geerntet werden.

Ist die Stiftungsgründung ein Anzeichen für einen grundsätzlichen Systemwandel in der hiesigen Hochschullandschaft?

Das europäische Bildungssystem ist finanziell eng an den Staat gekoppelt. Ganz anders nehmen sich die Verhältnisse in den USA aus. Dies bekam ich

als Research Fellow an den beiden Universitäten Harvard and Stanford in aller Deutlichkeit zu spüren. An amerikanischen Hochschulen gehört das Fundraising zum Selbstverständnis einer jeden Projektplanung.

Das System der öffentlichen Hand gerät in Europa zusehends unter Druck, denn auch die hiesigen Universitäten müssen Drittmittel beschaffen, um ihre Wettbewerbsfähigkeit langfristig zu sichern. Damit zeichnet sich nicht nur im Zuge der Bologna-Reform, sondern auch bei der Finanzierung der europäischen Hochschulen eine gewisse Amerikanisierung ab.

«Die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre und Forschung ist gewährleistet», so ist es in Artikel 20 der Bundesverfassung verbrieft. Welche Vorkehrungen trifft die Universität, damit nicht private Geldgeber die Lerninhalte der Universität bestimmen?

Für mich ist ganz klar: die Lehr- und Forschungsfreiheit darf von privaten Geldgebern in keiner Weise tangiert werden. So wird die Universität Freiburg weiterhin die Professorenschaft nach ihrem Verfahren berufen, auch Forschungsagenda und Lehrpläne werden einzig von der Universität festgelegt. Der Stiftungsrat ist zurzeit daran, diese Vorgaben in Richtlinien zu konkretisieren.

Gibt es erste Erfahrungen, wie sich Spender am besten finden lassen?

Donatoren spenden in der Regel nicht an die Universität per se, sondern ziehen projektgebundene Zuwendungen vor. Dies können Forschungsprojekte oder Stiftungsprofessuren, Gebäude wie etwa das Weiterbildungszentrum in Freiburg oder Stipendien für Studierende sein.

Welche Erfolge im Fundraising konnten Sie in letzter Zeit vorweisen?

Schon vor der Gründung der Stiftung habe ich

brennpunkt

für die Universität eine halbe Million Franken von einem Spender bekommen, der anonym bleiben will. Nur dank dieser privaten Spende konnten wir das Sprachenprogramm «Bilingue Plus» ohne bürokratische Umtriebe rasch umsetzen. Zudem hat der erfolgreiche Freiburger Unternehmer und Industriepionier Dr. Adolphe Merkle beschlossen, der Universität eine Schenkung von vier Millionen zukommen zu lassen. Diese Schenkung fließt nicht in die Stiftung. Mit seiner Schenkung bringt Adolphe Merkle die Verbundenheit mit seiner Alma Mater in eindrücklicher Weise zum Ausdruck.

Comment est-ce que l'Université peut garantir la transparence des transferts financiers ?

Tout l'argent reçu par l'Université est versé dans une caisse unique, celle de la fondation. Les fondations sont soumises à des règles juridiques particulièrement strictes en matière de transparence. Dans ce cadre, des fonds spécialisés peuvent être créés avant d'être affectés à des fins déterminées. La fondation joue ainsi le rôle de récipiendaire et permet d'obtenir une vue d'ensemble des fonds récoltés dans le but de réaliser des projets stratégiquement importants pour l'Université. Elle permet également d'éviter que de potentiels donateurs soient approchés par plusieurs personnes, ce qui diplomatiquement serait bien sûr assez malvenu. Il s'agit donc de mettre en place un système de coordination, qui s'avère précieux dans un domaine où la discrétion est de mise.

Quels sont les résultats que vous souhaitez obtenir avec la fondation ?

Actuellement, nous sommes encore dans la phase de construction : nous devons élargir le Conseil de fondation, définir les lignes directrices, produire des brochures... et bien sûr renforcer notre travail de lobbying. Pour l'heure, il serait donc présomptueux de donner un pourcentage précis des fonds tiers que nous souhaitons acquérir grâce à la fondation : mais il est certain que désormais nous devons développer une toute nouvelle culture.

La fondation sera-t-elle plutôt active au niveau régional, national ou alors international ?

Dans ce domaine, il est difficile de faire des pronostics. Des milliards de francs circulent sur le marché suisse des donateurs : ils sont par exemple investis dans la Ligue contre le cancer, la Croix Rouge, la protection des animaux et de multiples

associations en tous genres qui vivent du fund-raising. L'université peut certainement s'inscrire dans ce réseau ! Mais il est évidemment plus aisé pour une université comme celle de Bâle de trouver des fonds tiers : la ville rhénane profite en effet d'une longue tradition de mécénat, des personnes fortunées et l'industrie n'hésitent pas à investir dans la recherche. A l'opposé, la tradition dans les cantons de Fribourg et Berne est plutôt administrative. Mais je pense que le fund-raising est possible à tous les niveaux.

L'atout de Fribourg, c'est qu'elle est réellement suisse ! Pour l'instant, nous n'avons pas suffisamment joué cette carte, notamment en construisant des réseaux grâce à nos Alumni vivant à travers tout le pays et à l'étranger. Pour avoir du succès dans le fund-raising, les contacts personnels sont en effet primordiaux. A titre d'exemple, je suis certain que nous pouvons trouver de futurs sponsors dans les régions rhéto-romanes ou au Tessin si nous leur offrons en contre-partie l'assurance de préserver leur culture au sein de notre Université. Au niveau international également, le potentiel n'est pas négligeable. N'oublions pas que notre Alma mater fait partie des universités suisses les plus connues hors de nos frontières. Si le pourcentage des étudiants étrangers se situe actuellement à moins de 20%, leur proportion dans les années 1960 a atteint les 40% : nombreuses sont les personnes en provenance des Etats-Unis qui ont ainsi fait leurs études à Fribourg, et elles sont aujourd'hui professionnellement actives. Qu'ils soient régionaux, nationaux ou internationaux, les réseaux constituent donc la base du fund-raising et à ce niveau nous disposons d'avantages certains.

L'Université devient ainsi un «produit» comme un autre. Ne déplorez-vous pas cette évolution ?

C'est ce que je pensais il y a trente ans lorsque l'on évoquait le fund-raising. Mais depuis j'ai changé d'avis car il faut savoir évoluer avec son temps : les universités doivent aujourd'hui être capables de s'adapter à la société, notamment en raison de la pression financière. Mais rassurez-vous, nous ne vendrons jamais l'âme de l'Université de Fribourg.



© La Liberté / Alain Wicht

Rektor Urs Allematt bei der Grundsteinlegung für die neue, dritt-mittelfinanzierte Bildungsstätte an der Romgasse.



«Wie sieht die Hochschullandschaft Schweiz in 50 Jahren aus?»,
fragte «Universitas». Fünf Stimmen, fünf Prognosen.

«Am Ende ist es das Fällige, was einem zufällt»

Augurer de ce que seront le paysage universitaire suisse et l'Université de Fribourg dans 50 ans, la belle affaire... Une véritable carte blanche ! Car qui, en 2056, reprochera à un homme sans doute mort, ou alors très âgé, de s'être trompé dans son pronostic un demi-siècle plus tôt ?

Que nous fassions aujourd'hui des prévisions erronées est donc assez vraisemblable. On peut en effet imaginer au moins deux scénarios. Par exemple celui où les universités suisses, y compris celle de Fribourg, n'arriveraient plus à être à la hauteur des exigences de qualité, se trouveraient marginalisées dans la concurrence internationale et délaissées même par les étudiants de chez nous : la Californie n'est pas loin, l'Europe, la porte d'à côté.

Mais on peut aussi imaginer cet autre scénario : les universités suisses gagnant une réputation mondiale d'institutions d'enseignement, de recherche et d'innovation de premier ordre, et Fribourg partie intégrante de ce réseau d'excellence, numéro un en droit international, en sociologie, en théologie, en physique – qui sait ? La ligue des champions, donc ! Ou alors la quatrième ligue ? Nous n'en savons rien. Mais il faut se faire à l'idée qu'en dehors de ces extrêmes, il n'y a pas de terrain à occuper. Dans la société mondiale de la connaissance, où le savoir (heureusement) est le bien suprême, seules les meilleures universités survivront. Personne ne voudra financer la médiocrité.

A nous de choisir entre les deux options. «Am Ende ist es das Fällige, was einem zufällt», disait Max Frisch, rejetant l'idée d'une fatalité. L'espace universitaire suisse et l'Université de Fribourg auront, en 2056, la carrure que nous leur aurons permis de prendre. Qu'il vaille mieux tableur sur une allocation raisonnable de ressources plutôt que sur l'assèchement financier, sur l'autonomie plutôt que sur l'économie planifiée, sur la concentration de l'offre plutôt que sur la dispersion des forces, et sur la coopération internationale plutôt que sur l'isolement – point n'est besoin d'oracle pour l'affirmer.

Charles Kleiber, secrétaire d'Etat à l'éducation et à la recherche

Un réservoir d'idées

Tenter de percevoir ce que sera l'Université en 2056 est aussi périlleux pour nous que la tâche de nos devanciers qui, en 1956, se demandaient ce que serait l'Alma Mater Friburgensis en l'an 2000. Nos prédécesseurs auraient été surpris de l'explosion du nombre d'étudiants. Ils se seraient étonnés de la longueur des travaux académiques (mémoires de licence, travaux de diplôme ou thèses). L'agrandissement volontariste des bâtiments de Miséricorde (refusé par le peuple en 1976) et la construction de Pérolles 2 les auraient interpellés. Et que dire du «processus de Bologne» et de l'arrivée des nouvelles technologies de l'information ? L'Université de 2006 n'est plus celle de 1956 et n'est pas celle de 2056. Vers quoi se dirige-t-on ? Nos successeurs liront avec intérêt ou ironie les lignes qui suivent.

Le regroupement des forces universitaires conduira à une plus grande collaboration et intégration entre les universités helvétiques. Faut-il imaginer trois pôles, constitués autour du Léman, d'une «Université des Zaehringen» et de Zurich ? Les technologies de l'information permettront une meilleure collaboration nationale et internationale : il sera possible de suivre des cours et des séminaires donnés à Vienne depuis une salle équipée à Fribourg. Les professeurs seront trilingues (français, allemand et anglais), voire quadrilingues s'ils veulent répondre au rééquilibrage du monde qui ne manquera pas de se produire avec la montée en puissance de la Chine ou de l'Union indienne. Les étudiants pratiqueront la mobilité dans l'espace universitaire mondial en suivant un cursus qui les conduira à une formation diversifiée selon les lieux et les types d'institution, chacune des hautes écoles distribuant des crédits «ECTS» ou mondiaux.

Plus le monde se rétrécira et plus l'attachement aux racines locales ou régionales se renforcera. Dans ce contexte, l'Université de Fribourg doit jouer un rôle intégrateur au sein de la communauté suisse, en soutenant des études multiculturelles conformes aux diversités nationales. Le bilinguisme est la première pierre que l'Alma Mater peut poser, à la base de cet édifice.

La collaboration avec les autres universités et les hautes écoles spécialisées est indispensable. Il en est de même des liens à renforcer avec les autorités, les entreprises et la société civile fribourgeoise. L'Université de Fribourg ne pourrait-elle être un réservoir d'idées pour tous ceux et celles qui s'interrogent sur notre société et notre pays ? Ne doit-elle pas apporter sa vision humaniste à une Suisse de plus en plus déshumanisée ? L'Université (avec les autres hautes écoles) doit aussi être le lieu autour duquel naissent les entreprises qui apportent une haute valeur ajoutée nécessaire à la prospérité du canton.

Placée au cœur de l'Europe, notre Alma Mater manquerait à sa vocation si elle ne devenait pas le lieu où l'on peut pratiquer des «études eurocentrées». Elle jouit de liens privilégiés avec l'Europe centrale et orientale qui lui indiquent le chemin à suivre. En un mot : il lui faudra savoir concilier ses vocations internationale, nationale et cantonale.

Jean-Pierre Dorand, président du Sénat



Une excellence durable

Penser à l'avenir de l'université, c'est se souvenir d'abord de son origine. L'université européenne est née de la volonté de la «science» de contribuer au développement de la «cité». Il ne s'agissait pas de créer dans le sens moderne «une société du savoir» dans laquelle celui-ci est soumis à court terme aux intérêts économiques. L'univers des sciences n'était pas conçu pour le succès immédiat mais en vue de la qualité durable de son projet. La fondation des universités est réellement une oeuvre qui ne peut être résorbée en opérations comptables. Selon Emmanuel Levinas, une oeuvre n'est possible que dans la patience. Celui qui la réalise doit «renoncer à être le contemporain de l'aboutissement». C'est avoir le courage de «viser un temps par-delà l'horizon de mon temps».

L'universitas scientiarum est un lieu de débat, porté par l'élan généreux de la jeunesse. L'université a activement participé aux changements des siècles et aux bouleversements culturels. Son ancrage dans la société lui a permis de l'imprégner de ses valeurs. Lieu d'apprentissage et de recherche, l'université vise la formation intégrale de la personne en tant qu'individu et être social. Aussi, dans 50 ans, l'université suisse sera jeune à condition qu'elle reste un laboratoire de la société et un carrefour d'opinions. Les institutions seront probablement plus centralisées, les compétences seront mieux réparties et les collaborations plus diversifiées. Dans 50 ans aussi, l'Université de Fribourg gardera sa place dans le paysage universitaire suisse. Elle fera sans doute partie intégrante de la «Swiss University». Son «swiss label» garantira à ses diplômées et diplômés de bonnes chances pour réussir dans le monde du travail et d'y agir en personnes responsables. Elle fera valoir ce qui constitue son excellence durable : la compétitivité scientifique dans ses domaines de recherche, la qualité de son enseignement multilingue, la collaboration avec les meilleures institutions de formation nationales et internationales, les bonnes conditions de travail et l'encadrement adéquat des étudiants et étudiantes, par-dessus tout le caractère humain de ses dimensions et la qualité des relations entre tous les membres de la communauté universitaire. Elle restera à l'écoute des questions sur le pourquoi et le comment d'une vie juste et paisible, sur le bonheur et la misère humaine, sur la manière de vivre dans une société devenue globale et informatisée.

Guido Vergauwen, vice-recteur en charge de l'enseignement

Die Idealvorstellung einer Universitätslandschaft

Die Schweiz wird sich in den nächsten 50 Jahren zu einer ausgesprochenen Wissensgesellschaft entwickelt haben. Sicher ein Drittel der Bevölkerung wird entweder über einen Fachhochschul- oder Universitätsabschluss verfügen. Der Versuch der Lancierung einer Universitätslandschaft, geformt nach Effizienz und Wettbewerbskriterien, in dem Streben eine Universität nach dem Vorbild von Harvard, Yale und Stanford nachzuahmen, wird scheitern. Als Gegenreaktion konzentriert man sich auf eine exzellente Bildung für die breite Masse und erzielt europaweit zusammen mit Schweden und Belgien die besten Pisa-Ergebnisse. Gleicher Zugang zu Bildung für Menschen aus allen Bevölkerungsschichten, eine grosszügige und konsequente Stipendienpolitik sowie ausgezeichnete Betreuungsverhältnisse werden die Bildungsausgaben massiv in die Höhe schnellen lassen, aber da die Militärausgaben ab 2030 hinfällig werden, nimmt man das gerne hin.

All das wird in enger Zusammenarbeit zwischen der zukünftigen Rektorenkonferenz und dem Studierendenverband erreicht : Die Mitbestimmung der Studierenden auf höchster Ebene und konsequenterweise auch in den Rektoraten der Einzeluniversitäten führt zu kreativen Lösungen und lüftet endlich den Muff von Hundert Jahren aus: Die patriarchalen Strukturen der Ständegesellschaft werden im Zuge der studentischen Mitbestimmung obsolet und bereiten den Weg für eine gleichgestellte Hochschulgesellschaft.

Rahel Imobersteg, Co-Präsidium des verbandes der schweizer studierendenschaften

Die Freiburger Stimme

Die Universität Freiburg wird sich im dichten Gefüge von Hochschulen und dem immer grösser werdenden Bildungsangebot etablieren, ihre namhaften Eckpfeilern in universitärer Lehre und Forschung weiter ausbauen und ihre Stärken gekonnt ausspielen. Die Mobilität der Studierenden wird im funktionierenden Kosmos der umgesetzten Bologna-Reform einen festen Bestandteil des Studiums bilden und Freiburg mit Bern und Neuenburg (BENEFRI) zum Zentrum dieser Mobilität werden lassen.

Marcel Meichtry, Präsident der Association Générale des Étudiants de Fribourg (AGEF)

Das Aus für das Humboldtsche Ideal?

Keine Spur von Trödelei, von Studierenden, die mit verschlafenem Blick frühestens um zehn Uhr die Tür zum Auditorium aufstossen. Nicht erst seit der Bologna-Reform bläst an den Universitäten ein anderer, ein härterer Wind. Der Leistungsdruck an den Hochschulen ist gross, die Angst vor dem Danach, dem Sprung in die Arbeitswelt, noch grösser.

von Ulrike Felber

Die Studierenden stehen heute unter einem enormen Druck. Die so genannte Spassgesellschaft ist passé. Es dominiert die Furcht davor, keinen Arbeitsplatz zu bekommen, sich selbst finanziell nicht unterhalten zu können. Der Student besitzt nicht mehr die Freiheit, sich über die Regelstudienzeit hinaus seinem Fach widmen zu können. Eine Freiheit, die vor ein paar Jahren noch geboten war, als Studierende ein paar Semester an der Universität verbrachten, arbeiten gingen und wieder an die Alma Mater zurückkehrten, um einige Jahre zu forschen.

Trotz dieser schwierigen Rahmenbedingungen steigt die Zahl der Studienanfänger von Jahr zu Jahr und glaubt man den Prognosen, werden in naher Zukunft rund ein Viertel der Bürger eine Universität von innen gesehen haben. Leicht nachzuvollziehen, dass die Angst um den Sinn und Nutzen eines Studiums bei den Studierenden stetig wächst.

Zeit: ein immer wichtig werdender Faktor

Die straffere Struktur der neuen Bachelor- und Masterstudiengänge soll unter anderem die Studiendauer verkürzen. Ein abgeschlossenes Bachelorstudium führt zur Berufstätigkeit oder zu einem Masterstudiengang. Auch sollen durch vereinheitlichte Studienabschlüsse die Berufschancen im Ausland deutlich erhöht werden. Oder anders formuliert: auch eine so traditionell orientierte Institution wie die Universität kommt nicht darum herum, sich einer sich ändernden Gesellschaft und neuen Rahmenbedingungen anzupassen. Ist die Qualität der Lehre bzw. des Unterrichts angesichts dieser Umwälzungen noch gewährleistet?

«Ja und Nein», sagt Markus Zürcher, Lehrbeauftragter für Soziologie an der Universität Freiburg und Generalsekretär der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozial-

wissenschaften (SAGW). «Der Ball liegt bei den Universitäten. Auf einer Universität muss nicht viel Zeit verbracht werden. Was vermittelt werden soll, ist eine Meta-Lernkompetenz, das Lernen des Lernens bzw. lernen wie man lernt.» Oder wie es der Philosoph Friedrich Schleiermacher formulierte: «Was auf der Universität verlernt wird, ist nur ein Moment, es wird nur ein Akt vollbracht, dass nämlich die Idee des Erkennens, das höchste Bewusstsein der Vernunft, als ein leitendes Prinzip in dem Menschen erwacht».

Wilhelm von Humboldt – ein Illusionist oder aktueller denn je?

Das von Humboldt und Schleiermacher um 1800 entwickelte Bildungskonzept entstand aus einer tiefen Krise des Universitätswesens. Die deutschen Hochschulen waren nichts weiter als reine Lehrstätten, die Lehrbuchwissen an ihre Studenten weitergaben. Die beiden Humanisten machten, wie die Geschichte zeigt, aus den deutschen Universitäten eine Stätte der Produktion von Wissenschaft. Genau hier wurzelt der bekannte Grundgedanke der Einheit von Lehre und Forschung. Daraus sollen die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, die Vermittlung des Wissens im Akte seines Entstehens und die Universalität folgen. Soviel zur Theorie. Doch ist das Humboldtsche Bildungsideal im Zeitalter von Bologna nicht längst überholt? Oder anders gefragt: sollten wir Studierenden uns über den Sinn und den eigentlichen Wert unseres Studiums, dem wir uns mit soviel Energie widmen, Gedanken machen? Wie soll an einer Massenuniversität eine Einheit von Forschung und Lehre hergestellt und die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden gelebt werden?

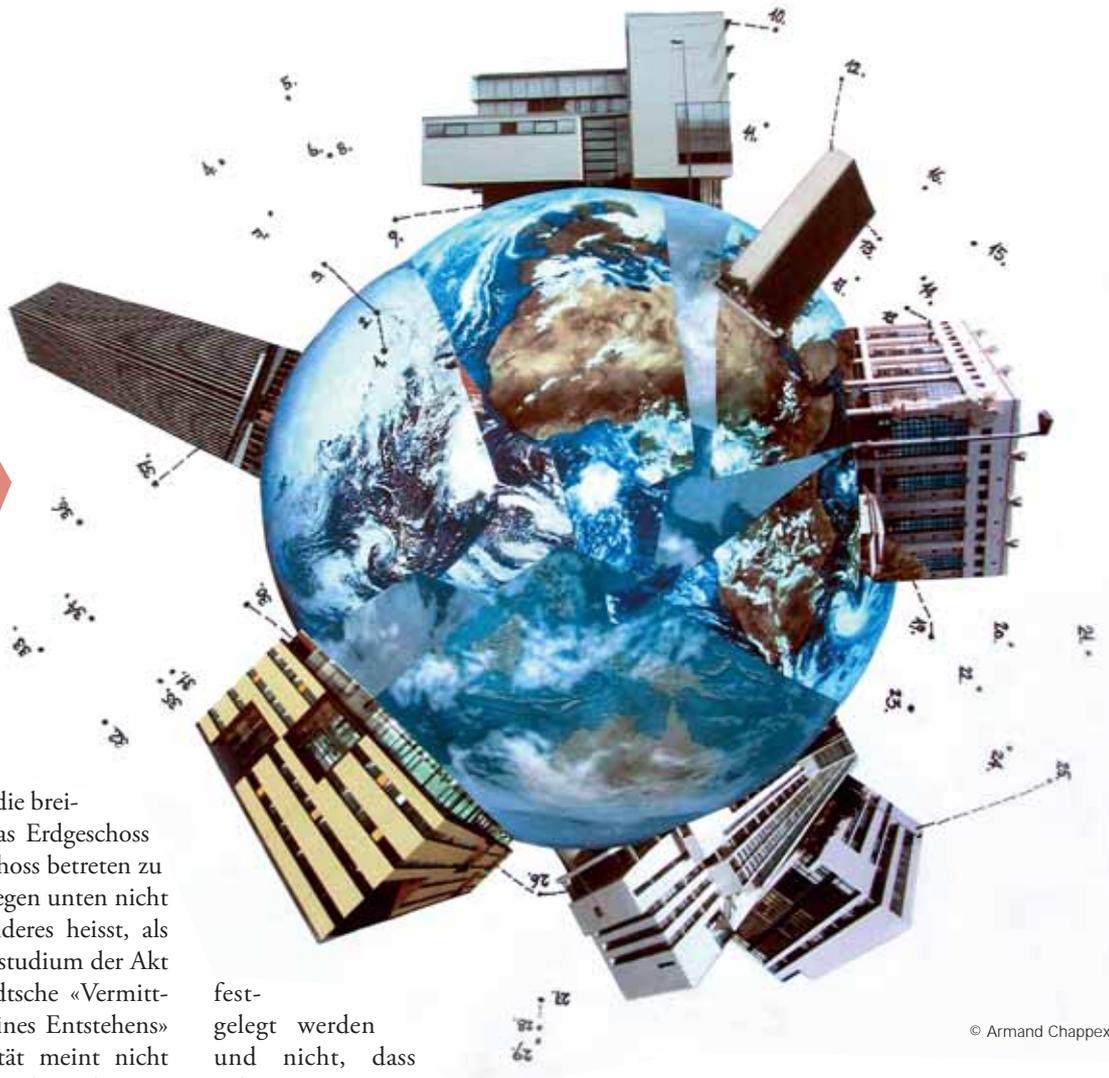
«Die Antwort lautet Bologna – die Zweistufigkeit des Studiums», zeigt sich Zürcher über-

Ulrike Felber studiert im zweiten Semester Medien- und Kommunikationswissenschaften.

zeugt. «So kann eine bewährte Grundstruktur der europäischen Universität in modernisierter Form wieder zu Tage gebracht werden. Auch wenn die breite Masse der Studierenden das Erdgeschoss verlässt, ohne je das Obergeschoss betreten zu haben, ist das 'piano nobile' gegen unten nicht abgeschottet.» Was nichts anderes heisst, als dass auch mit einem Bachelorstudium der Akt des Erkennens, die Humboldtsche «Vermittlung des Wissens im Akte seines Entstehens» gewährleistet ist. «Universalität meint nicht die Totalität des Wissens, sondern das Bewusstsein von notwendiger Einheit allen Wissens, das Bewusstsein von den Gesetzen und Bedingungen, unter denen Wissen entsteht», so Zürcher. «Auch ist es wichtig, dass die Anzahl der Studierenden in Zukunft zunehmen wird, nicht nur um wissenschaftliche Erkenntnisse beruflich anzuwenden, sondern um eine zunehmende wissenschaftliche Welt zu verstehen.»

Die Universität hat sich vielen neuen Herausforderungen zu stellen. So lässt das Bachelorsystem ein Teilzeitstudium kaum mehr zu. Doch es gibt etliche Studierende, die für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen müssen. Hierfür gilt es Abhilfe zu schaffen. Auch werden die Universitäten in Zukunft die steigende Zahl der Fächer und Studienanfänger zu bewältigen haben. Die Finanzierung bleibt sicherlich ein Streitthema wie viele andere Rahmenbedingungen, auf die die Universitäten keinen Einfluss haben. «Allerdings liegt es an den Rektoraten, Fakultäten, Departementen und Institutionen, Entscheidungs- und Führungsstrukturen zu implementieren. Universitäre Selbstbestimmung meint, dass die Organisationen und Verfassungen einer Universität von den Angehörigen in Freiheit

festgelegt werden und nicht, dass jeder Universitätsangehörige selbst bestimmt, was zu tun ist», postuliert Markus Zürcher. Zuletzt darf die Kommunikation innerhalb der Universitäten nicht vergessen werden. Peter Glotz, deutscher Politiker, Publizist und Kommunikationswissenschaftler stellte fest, «dass nicht die Spezialisierung das Problem ist, sondern die Tatsache, dass Professoren in Waben sitzen und zur Mittagsstunde gedankenverloren an traurig belegten Semmeln kauen, bis niemand in der einen Wabe weiss, was in der anderen Wabe geschieht». «Die Folge des fehlenden Dialogs innerhalb der Universitäten und der akademischen Herzogtümer sind tausend Einzelantworten, mangelnde Synthese und Zuspitzung. Voraussetzung für die Universalität ist die Kommunikation und der Austausch zwischen den beteiligten Disziplinen und Personen», appelliert Zürcher.



© Armand Chappex

L'Université... et demain ?

Ils sont toujours plus nombreux les étudiants qui s'inquiètent de leur avenir et du métier qu'ils exerceront. Les certitudes se sont envolées et les exigences semblent toujours plus élevées. Pour trouver un emploi après les études, ne faut-il pas être multilingue, avoir effectué des stages, être «jeune et jolie» tout en présentant un curriculum bardé d'expériences en tous genres... ? S'agit-il là tout simplement d'une mission impossible ?

par Lysiane Fournier et Sara Tappy

Selon les résultats d'une enquête réalisée par l'Office fédéral de la statistique, il apparaît clairement que les quatre mois suivant l'obtention d'un diplôme universitaire constituent une période charnière pour décrocher un emploi. 52% des diplômés HES et 49% des diplômés universitaires se font engager durant cette période. L'enquête démontre par ailleurs que «celui qui n'a pas trouvé d'emploi après quatre mois doit s'attendre à vivre un processus fastidieux d'entrée dans le monde du travail». Une autre réalité s'avère frappante : «Un an après la fin de leurs études, seuls deux tiers des diplômés occupent un emploi correspondant à leur formation». Autre constat de l'enquête : le lieu de résidence d'un jeune diplômé peut être un atout ou alors un désavantage pour trouver un travail : ainsi il est plus facile d'obtenir un poste à Zurich qu'au Tessin. Cette constatation exige par conséquent une grande mobilité ainsi que de la flexibilité de la part des demandeurs d'emploi universitaires. Quitter sa région pose pourtant problème à bon nombre d'étudiants : il n'est pas toujours facile de partir vivre seul dans un endroit inconnu afin de «faire carrière».

Remplir son balluchon de compétences

La recherche d'emploi en 2006 n'apparaît donc pas de tout repos. Mais quelle est la formule magique pour décrocher une place dans un marché toujours plus compétitif ? Pour Eric Davoine, titulaire de la Chaire de ressources humaines et organisation, si le tableau paraît inquiétant, «il faut commencer par contraster les résultats provenant des statistiques, et analyser si les étudiants cherchent réellement du travail ou non, s'ils ne font pas plutôt un tour du monde, s'ils effectuent des stages ou des jobs temporaires». C'est par exemple le cas des juristes qui doivent faire un stage de deux ans

avant d'obtenir leur brevet d'avocat.

Le Prof. Davoine observe par ailleurs une nouvelle tendance tout à fait positive : «Les étudiants suisses s'inquiètent davantage de leur avenir. En fait, ils devraient déjà commencer à se poser des questions et chercher leur futur métier avant même d'avoir fini leurs études. La réponse se construit progressivement : pour cela il faut prendre contact avec des professionnels, discuter avec son entourage, ses professeurs, et ne pas hésiter à se documenter.» Si l'Université n'intervient pas directement dans ce processus, «elle doit permettre aux étudiants d'apprendre et de construire leur propre conception du monde, de l'entreprise et de la société, à partir de sources d'informations valides et vérifiables».

Selon le Prof. Marc-Henry Soulet, titulaire de la Chaire francophone du Département de travail social et politiques sociales, l'université est un «lieu créateur de compétences mais aussi d'opportunités, donc non seulement un lieu d'apprentissage mais bel et bien un lieu d'expérience de vie». Participer aux commissions estudiantines, s'investir dans la radio ou le journal de l'université sont autant de possibilités de développer des aptitudes critiques, oratoires, organisationnelles ou de travail en équipe. Des aptitudes que les étudiants peuvent acquérir grâce à des stages, des jobs «gagne-pain» et autres voyages linguistiques. Ces expériences sont complémentaires : «Il faut intégrer dans et à l'extérieur de la formation universitaire le maximum de situations permettant à l'étudiant de transversaliser ses compétences».

A la sortie de l'université, ces compétences doivent prendre une nouvelle dimension grâce à la pratique. Pour le Prof. Davoine, il apparaît alors primordial «d'entamer une réflexion sur soi et d'intérioriser ses acquis afin de convaincre un futur employeur des connaissances et de

Lysiane Fournier est étudiante en sociologie de la communication et des médias, journalisme et médias, sciences politiques (6ème semestre, licence).

Sara Tappy est étudiante en sociologie de la communication et des médias, sociologie générale, sociologie des problèmes sociaux (6ème semestre, licence).



la maturité acquises tout au long du parcours universitaire. Il faut lui démontrer que tous ces éléments sont bénéfiques pour son entreprise». Le Prof. Soulet souligne pour sa part que «l'étudiant doit être prêt à abandonner l'idée de sortir de l'université avec un métier précis. Il faut admettre un temps d'insertion dans le marché du travail ainsi qu'un certain nombre d'activités qui ne correspondent pas forcément à celles dont on rêve, mais ce sont là autant d'occasions de se construire professionnellement».

Bologne : un système trop fermé ?

Les exemples le prouvent : les étudiants fraîchement diplômés jouent souvent la carte de leurs expériences extra-universitaires pour réussir à entrer sur le marché du travail. Les contacts et les réseaux acquis pendant cette période clé constituent des atouts majeurs. Il apparaît dès lors légitime de se demander dans quelle mesure le nouveau système de bachelor et de master tient compte de l'importance de telles expériences ? Quelle place le système de Bologne accorde-t-il aux étudiants pour réaliser ces stages et «transversaliser les compétences», tel que l'évoque le Prof. Soulet ? Si le bachelor/master doit encore faire ses preuves, nombre de professeurs et d'étudiants craignent qu'il soit réellement trop «scolaire» par rapport à la licence qui, elle, permettait davantage de libertés. La mission des étudiants en paraît d'autant plus délicate.

Pourtant les universitaires ont toujours comme préoccupation de décrocher durant leurs études au moins une place de stage, que celui-ci soit obligatoire ou non dans leur cursus : la très grande majorité d'entre eux estiment qu'il s'agit là d'une étape incontournable dans un

parcours de formation.

Pour Camille, étudiante en droit en 1ère année, «cela permet notamment de savoir vers quel métier on peut s'orienter».

La confrontation avec le monde du travail pour des étudiants ayant obtenu un bachelor reste par ailleurs une grande interrogation : sera-t-il finalement seulement reconnu comme l'équivalent d'une demi-licence aux yeux des employeurs ? Selon Christine, étudiante en lettres en 1ère année, «avec le bachelor, tu n'as rien !» et il lui apparaît indispensable de le compléter par un master. Cette logique semble être adoptée par le plus grand nombre des étudiants terminant leur bachelor cette année. Etudiante en travail social et politiques sociales en 3ème année, Priska a donc l'intention de commencer son master en février 2007. «J'aurai ainsi la possibilité de choisir un master dans une offre bien consolidée en évitant de faire partie de la première volée.» Entre temps, elle profitera de l'intermède pour faire un stage. Car elle aussi a compris que le temps investi dans les activités extra-universitaires n'est jamais perdu.

© Jorge Manuel De Jesus

Préparer son chemin professionnel

Si l'université n'est pas synonyme d'emploi assuré à la fin des études, plusieurs organisations au sein de l'Alma Mater se proposent de guider les étudiants dans leurs choix souvent difficiles.

■ Ainsi les étudiants ont notamment la possibilité, grâce à AIESEC (Association internationale des étudiants en sciences économiques et commerciales), de participer à un programme d'échange à l'étranger ou d'obtenir une place de stage en entreprise. L'association organise par ailleurs les Career Days : ces journées sont dédiées à la prise de contact entre les entreprises et les étudiants. (www.career-days.ch)

■ La junior entreprise de Fribourg (JEF) met pour sa part à profit sur le marché le potentiel de connaissances des étudiants de l'Université en provenance de différentes facultés. Par ce biais, l'étudiant peut mettre en pratique la précieuse théorie acquise durant les cours en exécutant des mandats tout à fait concrets. La JEF propose en effet à des clients externes des services dans divers domaines comme l'informatique, les questions juridiques ou la traduction. (www.jef.ch)

■ Par ailleurs, toujours plus nombreux sont les départements à mettre en place différentes structures pour confronter leurs étudiants avec ce qui les attend à la fin de leurs études. Par exemple, la Chaire de ressources humaines et organisation propose un séminaire sous forme de workshop en deux parties. Les étudiants ont ainsi la possibilité de découvrir les nombreuses facettes du monde du travail.

■ La Chaire francophone de travail social et politiques sociales a organisé pour sa part une journée spéciale d'information et compte reconduire l'événement. Des diplômés du département sont venus faire part de leur parcours post-universitaire. A noter que les anciens étudiants en travail social sont suivis par le département qui souhaite se rendre compte de l'évolution des carrières professionnelles de ses étudiants.

■ Quant à la Faculté des lettres, elle a mis en place un cours assuré par des professionnels du management et des ressources humaines. Le but étant d'apprendre aux étudiants à gérer leur image et de mettre en avant les points forts de leur formation qui, jusque là, a toujours été stigmatisée dans le domaine de l'économie.

Puisque de vrais parcours valent mieux que tous les discours...



Anne, 25 ans : diplômée en sociologie de la communication et des médias
«La licence ouvre peut-être des portes mais ce n'est pas suffisant. C'est en multipliant les expériences,

même bénévoles, que l'on peut vraiment se faire des idées. En entrant à l'uni en journalisme, je voulais devenir... journaliste. Mais je ne savais pas trop à quoi cela correspondait et, surtout, je ne savais pas vers quels autres métiers pouvait me diriger une licence en science de la communication.

En première année j'ai travaillé pour Unimix, mais j'ai vite réalisé que je n'étais pas faite pour la radio... j'ai aussi écrit quelques pages pour Spectrum. Parallèlement j'ai fait des petits jobs pour gagner un peu d'argent. L'expérience qui m'a finalement ouvert des portes est un petit travail bénévole pour le Festival du film de Fribourg. Je devais juste cacheter des enveloppes, mais cela m'a permis de rencontrer des gens et de découvrir en quoi consistent certains métiers dont je ne connaissais que le nom. Durant ma troisième année d'étude, j'ai eu l'occasion de travailler comme secrétaire à 50% pour le FIFF. A la fin de mes études, grâce aux rencontres liées à ce poste, on m'a proposé de devenir à 50% l'attachée de presse de TRIGON-film, chargée de promouvoir des films d'Afrique, d'Amérique latine et d'Asie en Suisse romande.»



Michael, 27 ans : diplômé en sociologie de la communication et des médias
«Je pense vraiment qu'il est important de travailler, de faire des stages, rémunérés ou non, durant la période

universitaire, parce que sinon, je ne vois pas trop comment on peut s'en sortir après.

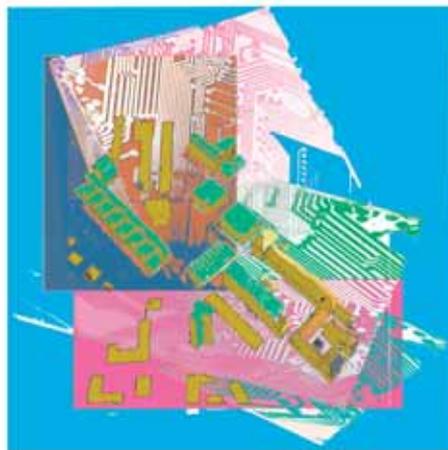
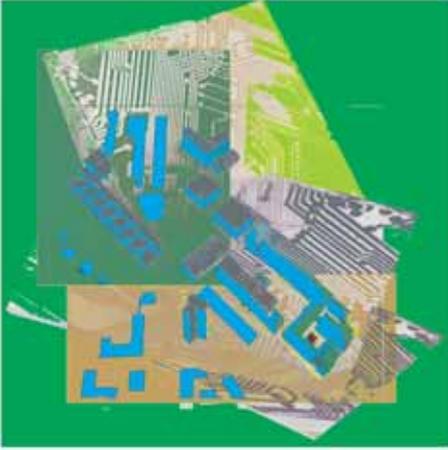
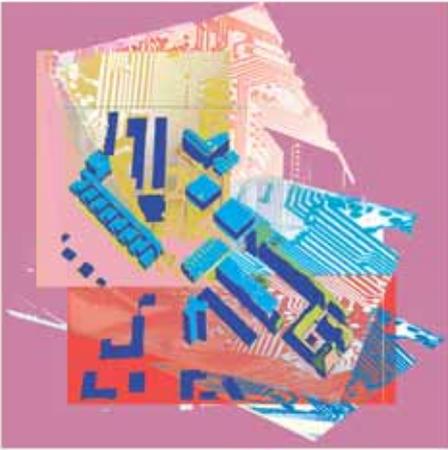
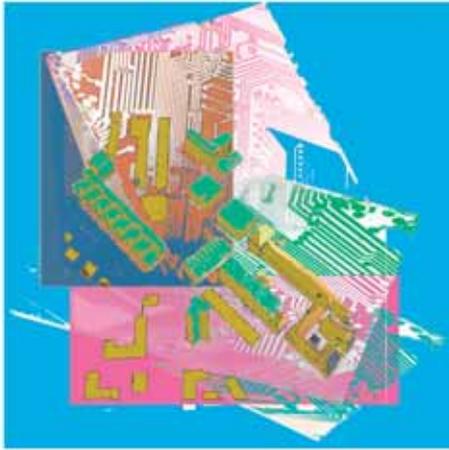
Surtout dans les branches qui semblent rebuter les employeurs, comme les sciences sociales. Personnellement, j'ai tout d'abord travaillé en tant que chargé de communication à 50 % chez Dialogai, une association homosexuelle qui lutte contre le sida à Genève. Après avoir achevé mes études, j'ai eu beaucoup de difficultés à trouver un nouvel emploi. A vrai dire, je ne sais pas quoi faire avec ma licence, qui ne semble pas intéresser grand monde. J'ai donc tout misé sur mon expérience chez Dialogai et sur un travail bénévole de chargé de communication pour la Campagne «OUI au partenariat enregistré» que j'ai effectué juste après ma licence. Finalement, c'est une annonce que j'avais déposée sur le site de l'Institut suisse en relations publiques qui a porté ses fruits au bout de six mois.»



Bertrand, 24 ans : diplômé en sociologie de la communication et des médias
«Je n'ai jamais eu de plan de carrière. J'ai véritablement commencé à faire mes premières expériences profes-

sionnelles un peu par hasard après deux ans d'études. J'ai fait un stage de deux mois – obligatoire pour obtenir la licence – dans un magazine pour jeunes dans la rubrique culture et société, parce que j'imaginai que ce serait l'emploi qui cadrerait le plus à mes aspirations. Ce qui s'est avéré plus ou moins faux.

Par la suite, on m'a proposé une place de stage aux affaires culturelles d'Yverdon-les-bains – et là ça a été tout autre chose : j'ai dû beaucoup travailler et apprendre sur le tas. L'année suivante, j'ai renouvelé l'expérience, j'ai également accepté un mandat de chargé de promotion pour les 25 ans du Théâtre de l'Echandole. A ce moment, les études sont devenues secondaires pour moi, et j'ai fait en sorte de toujours avoir un job à côté de mes études, en rapport avec ces dernières. J'ai ainsi trouvé une place de pigiste à l'édition de 24 Heures durant six mois. Trois mois avant la fin de mes études, j'ai commencé à faire des postulations spontanées; après un entretien de 45 minutes, je suis devenu responsable de rédaction du plus grand magazine gratuit pour étudiants ! Autant dire que je n'ai pas fini d'apprendre sur le tas...»



Eine religiöse Metamorphose

«Gott ist tot.» Wenn sich Nietzsche da mal nicht geirrt hatte! Noch nie zuvor war die Herausforderung des säkularisierten Europas so gross, einen friedlichen, gemeinsamen Konsens mit anderen Kultur-, Religions- und Wertvorstellungen zu finden. Welche Rolle kann die Universität Freiburg hierbei spielen?

dossier

von Stephanie Meli

Es trifft zu, dass Nietzsches kirchlich-christlicher Gott besonders durch Säkularisierungsprozesse und einen starken Wertewandel in den letzten Jahrzehnten an Anhängern verloren hat. Doch nichtsdestotrotz gewinnt die Religiosität in unserer Gesellschaft stetig an Bedeutung und verschiedenste religiöse Bewegungen verzeichnen einen Mitgliederzuwachs: Die Zahl religiöser, jedoch nicht-christlicher Bürger der Schweiz ist in den letzten zwanzig Jahren von knapp 1,5% auf aktuell 7,5% gestiegen. Kaum eine Stadt spiegelt die heterogene religiöse Landschaft Schweiz so exemplarisch wider wie Freiburg: Neben den zahlenmässig dominierenden katholischen Gläubigen und Protestanten leben in der Saanenstadt Anhänger des Islams, des Judentums, des Buddhismus sowie von unzähligen kleineren religiösen Gemeinschaften, wie eine Erhebung von drei Studierenden der Religionswissenschaften zutage gebracht hat.

Fakt ist: auch heute, knapp 150 Jahre nach der vermuteten Verdrängung von Gott durch den Rationalismus und die Wissenschaft, ist der Stellenwert der Religionen in unserer Gesellschaft noch als grundlegend zu betrachten. Die zahlreichen Erscheinungsformen von Religion und Spiritualität sind eine ganz besondere Art der Herausforderung für ein gegenseitiges Verständnis – in internationalen wie auch mikrokosmischen Dimensionen. Nicht nur politische Auseinandersetzungen wie Kriege, Fundamentalismus und Terrorismus, Neonazismus oder die Asyl- und Flüchtlingsproblematik, sondern auch ethische Problemfelder wie die Stammzellenforschung oder die Organtransplantationen sind Beispiele für Konflikte, die in ihrem Kern unterschiedliche Glaubensvorstellungen als Ursache besitzen.

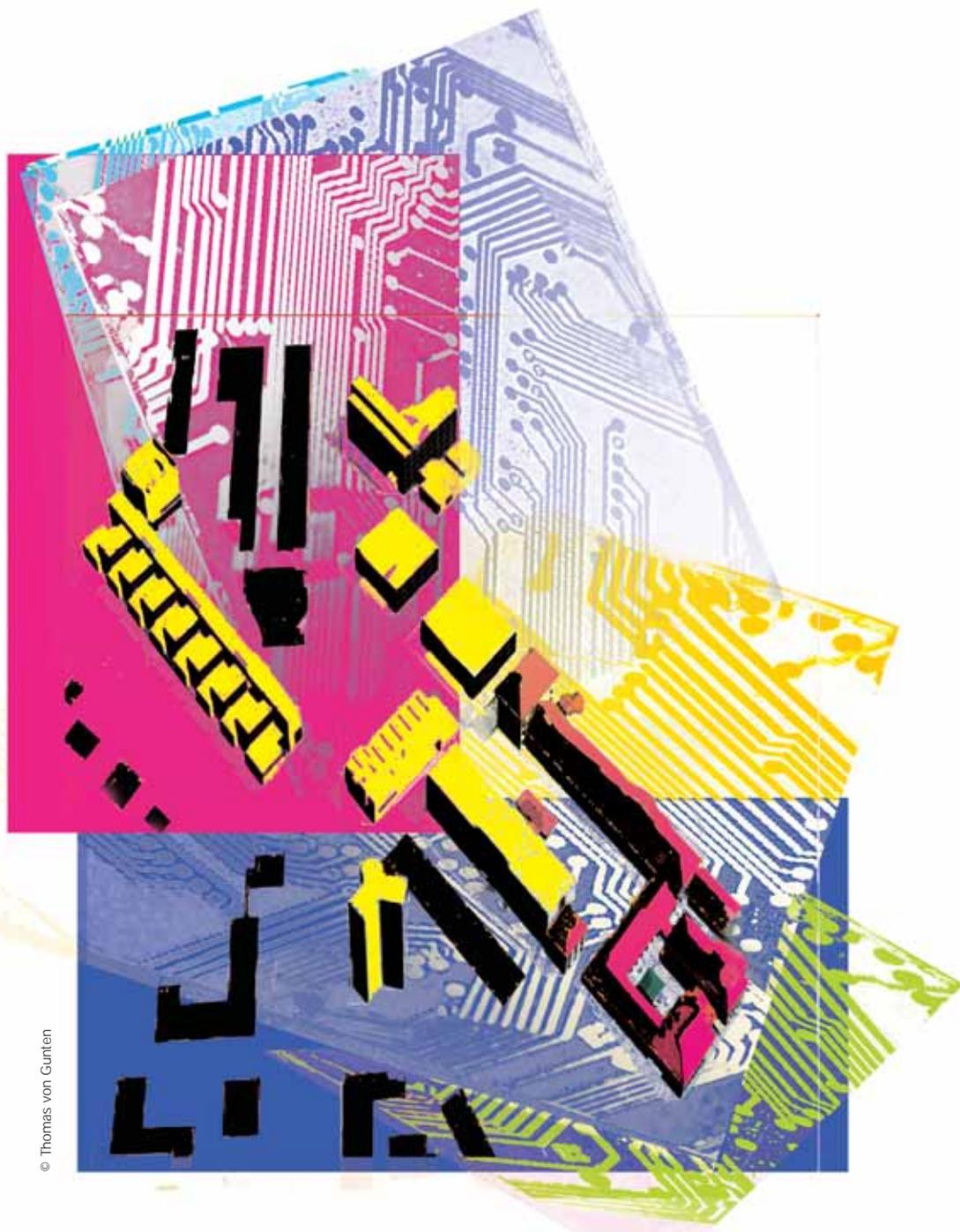
Thematische Erweiterung

Welchen Beitrag kann eine mittelgrosse Universität wie Freiburg zur Lösung der globalen Problematik der unterschiedlichen Religions- und Wertvorstellungen leisten? Und wie lässt sich verhindern, dass Visionen wie der gemeinsame Dialog, Mediation und Frieden nicht in den Denkstuben der Universität versanden? Antworten versucht die Universität Freiburg mit ihrem heutigen Engagement zu liefern, dessen Wurzeln weit in die katholisch geprägte Universitätsgeschichte zurückreichen:

Als 1889 die Universität Freiburg gegründet wurde, war die Theologische Fakultät eine der vier Protagonisten und prägte das universitäre Leben durch das Engagement des Dominikanerordens. Heute ist sie die grösste und internationalste Theologische Fakultät der Schweiz und neben Luzern eine der zwei katholisch-theologischen Fakultäten, die in eine staatliche Universität integriert sind. Laut Guido Vergauwen, Direktor des Instituts für Ökumenische Studien an der Theologischen Fakultät und amtierender Vize-Rektor, besteht für die Theologie die Herausforderung darin, das Gespräch zwischen den Religionen voranzubringen und so besonders das Christentum mit seinen innerchristlichen Richtungen besser zu verstehen. Dabei wird ein nicht-fundamentalistischer Umgang mit der bevölkerungsstärksten Religion der Schweiz gelehrt, denn, so Prof. Vergauwen, «das Christentum bleibt ein historisches Erbe bis zum heutigen Tag». Eine weltoffene Katholizität leben und lehren, das ist die Devise der Fakultät.

Bereits 1944 entstand ein weiterer Lehrstuhl mit dem Namen Chaire d'études missionnaires, welcher im Kontext der Entkolonialisierung in den 1960er und 70er Jahren einen politischen, wirtschaftlichen und religiösen Wertewandel durchmachte und seit 1975 den

Stephanie Meli studiert im zweiten Semester Medien- und Kommunikationswissenschaft.



© Thomas von Gunten

Namen Religionswissenschaft trägt. 1992 löste sich der Lehrstuhl von der Theologischen Fakultät und wurde in der Philosophischen Fakultät eingegliedert. Richard Friedli, von 1971 bis 1992 Professor für Missiologie und Religionswissenschaft (Theologische Fakultät) und heutiger Inhaber des Lehrstuhls für Religionswissenschaft, erlebte «diesen Wandel vom ‚Relikt‘ der katholischen Kirche zur eigenständigen Studienrichtung» selbst mit und half dabei, die Schwerpunkte im Dialog und der Friedensforschung zu setzen. Religion galt ab diesem Zeitpunkt nicht mehr als ausschliesslich kirchliches Phänomen, sondern als ein theologie-unabhängiges soziales Faktum. Nicht nur gläubige Katholiken und Protestanten nutzen heute das vielfältige Angebot der Religionswissenschaft, sondern auch Atheisten und Angehörige religiöser Minderheiten. Isabel, Studentin der Religionswissen-

schaften an der Philosophischen Fakultät im zweiten Semester, dienen die Möglichkeiten des interreligiösen Austauschs auch der Horizonterweiterung: «Die Auseinandersetzung mit anderen Kulturen und der Versuch zum Vergleich verschiedener Religionen sind eine Herausforderung und so auch eine Bereicherung».

Wie Professor Friedli erklärt, verlassen Religionsstudenten die Universität «nicht als religiöse Spezialisten, sondern als Spezialisten für Religiöses». Sie sind fähig, einen Beitrag zur Befriedung der Gesellschaft zu leisten. Mittels breit gefächertem Wissen über die gesellschaftliche und moralische Bedeutung von Religionen können die ausgebildeten Akademiker die erworbenen Kenntnisse nicht nur in pädagogischen, medialen oder politischen Bereichen, sondern auch in der Friedensforschung einsetzen. Isabel erhofft sich, ihren Zukunfts-

visionen mit dem Studium der Religionswissenschaft gerecht zu werden: «Es ist nicht utopisch, Brücken zwischen den verschiedenen Religionen der Welt zu bauen. Mit diesem Studiengang erhalte ich Einblick in andere Verständnisweisen und kann so meine eigene erweitern». Das Interesse an Vorlesungen über die unterschiedlichsten Religionen, an ihren Erscheinungsformen und am Ursprung von machtvollen soziokulturellen Energien ist in Freiburg in den letzten Jahren erheblich gestiegen. Studierten vor zehn Jahren gerade mal 64 Personen Religionswissenschaft an der Philosophischen Fakultät, sind es heute 360.

Neben den beiden vorgestellten Studiengängen Ökumene und Religionswissenschaften existieren an der Universität Freiburg weitere Möglichkeiten für eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Religionen. Im Dezember letzten Jahres wurde das erste internationale Religionsforum durchgeführt, das nicht nur Reflexion und Dialog anvisiert, sondern auch einen Beitrag zur Konflikt- und Friedensforschung leisten will. Auch der im Januar 2006 ökumenisch eingeweihte «Raum der Stille» soll zum interreligiösen Dialog anregen. Der Andachtsraum im Neubau Pérolles² bietet Universitätsangehörigen einen Ort des Rückzugs für die Ausübung ihres Glaubens. Gläubige können hier beten, meditieren und rezitieren. Auch der Austausch zwischen den Religionen genießt hohe Priorität.

Visionäre mit akademischem Rucksack

Trotz diesen Bemühungen zur multikulturellen und -religiösen Öffnung der Universität Freiburg sind ihre Möglichkeiten noch lange nicht ausgeschöpft. Neben den Professoren und Spezialisten sind es besonders die Studierenden, die einen wichtigen Beitrag zu friedvollen Auseinandersetzungen in unserer Gesellschaft leisten können oder wie es Isabel formuliert: «Die Zukunft liegt in den Händen der heutigen Jugend. Neben den Professoren und Spezialisten brauchen die Universität und die Gesellschaft junge Menschen mit Visionen, die neue Ideen und Vorstellungen hervorbringen. Wir leben hier in der Schweiz in privilegierten Umständen und es darf nicht sein, dass nur von Plänen und Potential geredet, aber nicht davon Gebrauch gemacht wird».



© Catia Alexandre Ferreira

Ein Buch mit mehr als sieben Siegeln

Mit seinem Roman «Sakrileg» hat Dan Brown ein Millionenpublikum in den Bann gezogen. Löst der Bestseller auf breiter Front lediglich Verunsicherung aus oder ist es gelungen, den Diskurs über zentrale Glaubensfragen in Gang zu setzen? Zwei Freiburger Forscher, die zu diesen Themen mehrere Seminare durchgeführt haben, ziehen Bilanz.

von Tanja Aebli

Religiöse Themen sind seit der Publikation des 600-seitigen Werkes, von dem über 50 Millionen Exemplare in 44 Sprachen abgesetzt wurden, wieder «en vogue». «Das Wissen über religiöse Phänomene ist massiv grösser geworden, Begriffe wie Prälat, Frauenordination und Numerarier sind heute weit herum bekannt und die Evangelien haben an Plastizität gewonnen», konstatiert Richard Friedli, Professor für Religionswissenschaft an der Philosophischen Fakultät. Dan Brown hat offenbar den Nerv der Zeit getroffen, besonders in den USA, wo Skandale über Pädophilie in klerikalen Kreisen die Runde machten und eine wenig transparente Informationspolitik das Übrige dazu tat, um eine antikatholische Grundstimmung zu schüren.

Doch diese Erklärung für den extremen Erfolg greift zu kurz. Friedli sieht einen weiteren Grund für die durchschlagende Kraft des Romans in einer «Neuverzauberung» der Welt, in der Mystisches und Esoterisches derzeit Hochkonjunktur haben und einen Gegenpol zu einer durch und durch verreglementierten, hochtechnologisierten Realität bilden.

Der Durst nach dem Imaginären ist nicht nur für die Buchindustrie bzw. Autoren wie Dan Brown, Joanne Rowling oder Paulo Coelho ein einträgliches Geschäft – eine ganze Unterhaltungsindustrie profitiert von dieser Sehnsucht, aus dem repetitiven, oft unspektakulären Alltag ausubrechen und Welten fernab der Realität zu durchdringen. Da stürzen sich Kaderleute an Wochenenden in mittelalterliche Kampfmonturen, zelebrieren schamanistische Rituale oder huldigen einer höheren mystischen Instanz. Im Gegenzug zu solchen Strömungen, die sich dem Heiligen in einer neuen, lockeren Form nähern, macht Prof. Friedli auch eine sich abzeichnende Verhärtung in Glaubensfragen aus. Boykottversuche von Dan Browns Buch und Film sind Belege für solche Radikalisierungen.

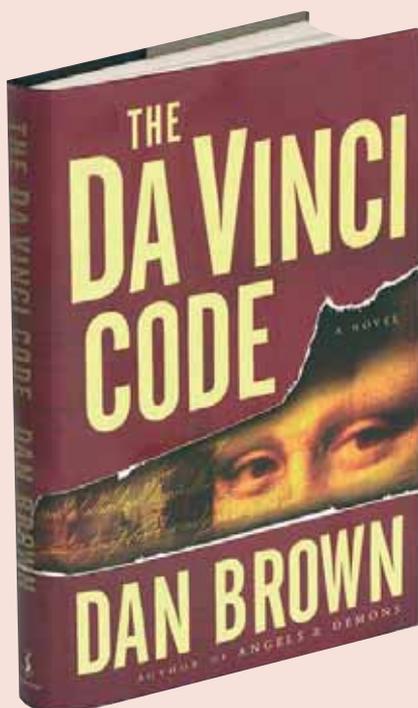
Kritik an der Kritik

Doch auch fernab dieser zumeist fundamentalistischen Kreise wurde Kritik an der Aufbereitung von religiösen Themen à

la Dan Brown laut. Gregor Emmenegger, Doktorassistent am Departement für Patristik und Kirchengeschichte, stört sich weniger am legeren Umgang mit historischen Fakten seitens des Autors als vielmehr an den anschliessenden Debatten. Es seien Diskussionen über Themen geführt worden, die die antiken Texte, auf denen der Roman basiert, gar nicht in sich trügen: «Viele dieser Passagen wurden viel zu rasch und zu stark ideologisiert», so Emmenegger. Kaum ein Kritiker habe sich die Mühe genommen, die Texte in ihrem Originalwortlaut zu analysieren, die Diskussion beschränke sich auf fiktive Romanargumente. So ist die Szene aus dem Philippus-Evangelium, in der Jesus Maria Magdalena angeblich auf den Mund küsst, reine Spekulation, zumal der Vers an jener Stelle nicht lesbar ist. Ein weiterer Vorwurf: Browns Argument für eine starke Stellung der Frau mit dem Verweis auf die gnostischen Evangelien ist laut Emmenegger nicht haltbar. Hier sei eine Chance verpasst worden: «Es gibt etliche andere Texte aus dieser Zeit, die eine zentrale Rolle von Frauen in christlichen Gemeinschaften belegen».

Einmischung erwünscht

Höchst bedenklich, sagen Friedli und Emmenegger unisono, ist Browns Anmerkung im Vorwort, dass alles im Roman geschichtlich belegt sei. Dies habe zu einer breiten Verunsicherung unter den Lesenden geführt. Kritik üben die beiden auch an der eigenen Zunft. «Es wurde zu wenig klar vermittelt, dass aus wissenschaftlicher Sicht viele Stellen schlichtweg kein Fundament haben», sagt Emmenegger. Der «Da Vinci Code» wäre eine Chance für Theologen und Kirche gewesen, spirituelle Themen aufzugreifen, pflichtet Friedli bei. Vielen Theologen falle es jedoch schwer, hochkomplexe Sachverhalte in einer profanen Sprache zu vermitteln und pointierte Aussagen zu aktuellen Themen anzubringen. Noch bleibt Zeit, die hohe Kunst des Wissenstransfers zu üben: Dan Brown hat bereits einen Nachfolgerroman von «Sakrileg» angekündigt, der im nächsten Jahr erscheinen soll.



Les ambassadeurs du futur

Pour les étudiants non-européens, venir étudier en Suisse est souvent synonyme de parcours du combattant : nombreuses sont les contraintes avant d'obtenir un diplôme.

Pour l'Université de Fribourg, ils signifient l'avenir. Il s'agit de les encourager.

dossier

par Jean-Clément Rakotondrajao

La réputation de l'Université de Fribourg rejaille bien au-delà des frontières nationales. Pour son secrétaire général, Daniel Schönmann, «l'Alma Mater est certes exigeante envers ses étudiants, mais en échange elle leur offre une formation de qualité».

Au cours des dix dernières années, le nombre d'étudiants a considérablement augmenté : on est passé de 8'797 inscrits en 1995/96 à 9'952 en 2005/06, soit une progression de 10%. Les étudiants étrangers constituent une proportion de quelque 16% de la totalité des inscrits, parmi eux 5% proviennent de pays non-européens. Ces derniers sont au bénéfice d'une autorisation de séjour pour études.

Tout autant, voire souvent plus motivé, l'étudiant étranger n'est pas logé à la même enseigne que ses homologues européens. Il doit souvent combler des handicaps tant au plan linguistique, académique que dans la vie quotidienne. Avant son arrivée en Suisse, il lui faut donc se préparer mentalement à une véritable course d'obstacles.

Dollars et visa

Dans son pays d'origine, l'étudiant désireux d'intégrer une haute école suisse doit tout d'abord se rendre au consulat ou à l'ambassade suisse pour connaître les conditions d'immatriculation et obtenir les programmes de cours. A défaut de représentation diplomatique helvétique (inexistante ou fermée pour diverses causes), il doit se rendre dans un pays voisin. L'inscription en première année requiert un niveau élevé, soit au minimum un baccalauréat obtenu avec mention dans son pays d'origine. Lorsqu'il réunit toutes les conditions, l'étudiant envoie son dossier au service d'admission de l'université qui l'étudie au mois de juin. A Fribourg, ce service n'entre en matière que si l'étudiant s'est acquitté de la somme de 155 francs pour les frais de dossier, une somme qui

peut s'avérer assez dissuasive au regard du revenu annuel moyen qui, selon une étude de la Banque mondiale, ne dépasse pas les 200 dollars dans certains pays pauvres.

En ce qui concerne le visa, l'étudiant doit être en possession d'une attestation de prise en charge signée par une personne résidant en Suisse lui assurant une caution durant ses études. La personne en question doit répondre des frais de scolarité et des dépenses non couvertes par une assurance.

L'étudiant doit par ailleurs signer une «promesse de retour au pays» une fois ses études achevées. Si des doutes existent à ce sujet, aucun visa ne lui sera accordé par les autorités.

Batailler ferme

En règle générale, l'obtention du permis de séjour ne pose pas de problème car le «filtrage» a déjà eu lieu dans le pays d'origine. A son arrivée en Suisse, l'étudiant découvre souvent «une débauche de matériels et d'infrastructures : des salles de sports et des stades suréquipés, des salles d'ordinateurs dernier cri et des bibliothèques riches en ouvrages comme s'il en pleuvait.» Le multiculturalisme du campus ouvre les horizons, on s'enrichit des conversations, des sorties et des soirées. La discipline est alors de mise car les études doivent rester la priorité !

Tout aussi promptement que les examens, la formalité de renouvellement du titre de séjour est synonyme d'échéance cruciale. Si les deux premières années, l'octroi du renouvellement du permis est presque automatique, nombreux sont les étudiants étrangers qui ressentent par la suite une certaine réticence de la part des fonctionnaires. Patrick Pochon, chef du Service de la population et des migrants du canton de Fribourg, rappelle le cadre légal applicable : «A part les ressortissants de l'Union européenne au bénéfice de l'accord sur la libre circulation des personnes, il est vrai que

Jean-Clément Rakotondrajao, originaire de Madagascar, est étudiant en journalisme et communication, (3ème année).



© Andreas Walder

tous les autres ressortissants doivent compter sur la prolongation conditionnelle de leur séjour.» Car les autorités craignent que les études s'éternisent et que l'étudiant étranger ne soit plus en mesure d'envisager son avenir au pays d'origine. «Nous avons une obligation de contrôle. Nous veillons à ce que l'étudiant non-européen avance dans son cursus de manière constante et régulière afin de ne pas créer de situation humanitaire...» C'est d'ailleurs la raison pour laquelle le nombre de semestres nécessaires pour suivre le cursus choisi est rigoureusement annoté par les autorités dès la première demande. Le manque d'assiduité aux cours, de mauvais résultats et le redoublement signifient autant de motifs de non-renouvellement du titre de séjour. Des raisons extra-scolaires peuvent avoir pour conséquence le même verdict : ainsi les délits de contravention, une resquille dans les transports en commun, une facture en litige ou en retard de paiement, le défaut de souscription de police d'assurance ou la conduite en état d'ivresse... pour peu que l'incident soit signalé à la police cantonale.

Travailler oui, mais...

Au vu de la situation immobilière favorable à Fribourg, la question du logement ne semble pour l'heure pas poser de problème particulier à l'étudiant étranger. En revanche, dans le domaine du travail, la situation est un peu plus compliquée. Selon une étude de l'Office fédéral des statistiques, 50 à 60% des étudiants suisses doivent travailler pour subvenir à leurs besoins. Les étudiants étrangers n'échappent pas à cette réalité, mais ils subissent des contraintes supplémentaires.

Tout d'abord il leur faut accomplir deux semestres de cours dans une haute école suisse avant d'être autorisés à travailler, et ceci dans un temps limité à quinze heures par semaine. Cette restriction doit non seulement éviter que le travail empiète sur les études, mais aussi que les étudiants ne viennent en Suisse uniquement pour travailler sous couvert d'une inscription à l'université. Le phénomène a pris de l'ampleur ces dernières années, conduisant les autorités à restreindre l'octroi du permis de séjour aux ressortissants de certains pays, allant même jusqu'à exclure certains du visa étudiant. Daniel Schönmann le confirme : «A ce titre, les autorités sollicitent toujours davantage la collaboration de l'Université. L'attes-

tation d'inscription que celle-ci délivre ne suffit plus, il faut qu'elle soit assortie d'un document émanant du décanat décrivant l'état d'avancement du cursus».

Une étiquette qui colle à la peau

Malgré ces contraintes, le cocon universitaire est généralement un milieu agréable à vivre pour l'étudiant étranger. Il est écouté par les professeurs et ses pairs, il est considéré comme partie constituante de l'Alma Mater.

En revanche, sitôt qu'il sort en ville, il peut être confronté à une réalité plus difficile, en particulier si sa couleur de peau laisse deviner des origines plus lointaines. Christian Giordano, professeur d'ethnologie, évoque à ce propos le «double système d'étiquetage : à l'université, l'important ce n'est pas la couleur de votre peau ni la consonance de votre nom, c'est votre diplôme. Dans la rue, les critères d'étiquetage sont différents. Ce que ressent l'étudiant étranger c'est donc une limitation plutôt qu'une exclusion, un sentiment que partagent tous les exilés». Au niveau plus personnel, la nostalgie du pays et de la famille sont des sentiments qui peuvent également déstabiliser un étudiant. Nassim, étudiant pakistanais, en 2ème année de journalisme : «Avec les départs en week-end ou en vacances,

Fribourg est désertée.

L'éloignement et la solitude sont alors ressentis avec davantage d'acuité. On téléphone à ses parents, avec le risque de ruiner ses économies dans les moments de spleen !» Au-delà du désir d'échapper à la solitude, c'est le besoin de retrouver son identité qui le fait appeler sa famille. Car elle seule, selon lui, le reconnaît tel qu'il croit être. A tout le moins, cela l'aide à retrouver des repères dans des moments difficiles, c'est sa réalité qu'il veut ainsi garder intacte.

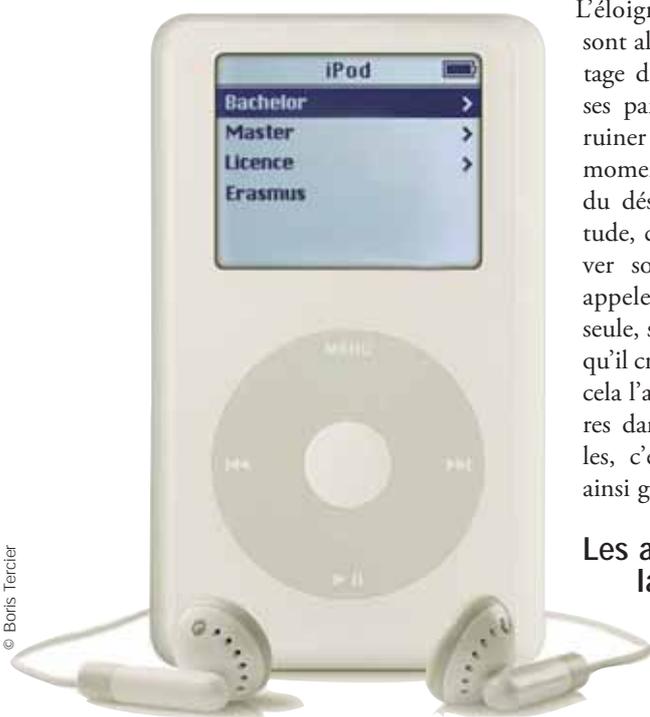
Les ambassadeurs de la Suisse

L'exemple des départs en week-end démontre à quel point la resocialisa-

tion dans un nouvel environnement n'est humainement pas évidente. Mais en même temps, «de telles expériences forment le caractère». Au-delà de la formation académique, l'étudiant étranger acquiert en effet une expérience de vie très enrichissante, souvent d'ordre existentiel.

Pour l'Université de Fribourg, la présence des étudiants étrangers est indispensable : il s'agit de défendre et d'encourager le multiculturalisme. Daniel Schönmann rappelle que «Fribourg a comme particularité d'accueillir un nombre relativement important d'étudiants africains. C'est la Faculté de théologie qui a commencé à les former dans les années cinquante». Aujourd'hui, les orientations académiques évoluent dans le contexte de la mondialisation. L'Alma Mater se tourne également vers l'Europe et l'Asie : l'ouverture du Centre d'études européennes est ainsi prévue en 2007. Cette nouvelle formation attirera encore davantage d'étudiants en provenance des régions qui constituent les grands marchés économiques de demain. Ces derniers auront ainsi la possibilité de se former de manière très interdisciplinaire à Fribourg dans le but de travailler plus tard dans des entreprises et organisations européennes et internationales. Dans ce cadre, il s'agit, selon Daniel Schönmann, de «développer le système de bourses pour les étudiants étrangers, notamment au niveau des master. Le bénéfice d'une bourse donne logiquement droit au permis de séjour et permet à l'étudiant de se consacrer uniquement à ses études». Si dans les années 1960 la proportion des étudiants étrangers à Fribourg atteignait les 40%, la stratégie de l'Université vise désormais clairement à augmenter le nombre actuel de 16% à au moins 25%. Ainsi l'Alma Mater contribuera à former les meilleurs ambassadeurs de la Suisse.

dossier



Der Student als Wirtschaftsfaktor

Mit fast 10'000 Studierenden stellt die Universität Freiburg in vielen Bereichen der kantonalen Wirtschaft ein ökonomisches Schwergewicht dar – zu einem tiefen Preis für den Kanton.

dossier

von Lorenz Oberholzer

Der Kanton Freiburg kommt für lediglich einen Viertel der jährlichen Kosten der Universität auf, wie aus der Publikation «Finanzen der universitären Hochschulen 2004» des Bundesamtes für Statistik (BfS) hervorgeht. Das ist deutlich weniger als bei allen anderen Volluniversitäten. Hingegen bewegt sich bei der Universität Freiburg der Anteil, der durch so genannte interkantonale Vereinbarungen gedeckt wird, am oberen Ende der Skala: 26% des Aufwandes decken Kantone, deren Einwohner in Freiburg studieren. Ebenfalls stärker als bei allen anderen Volluniversitäten fallen mit 21% die Grundbeiträge des Bundes ins Gewicht, bei deren Berechnung ebenfalls die Anzahl der ausserkantonalen Studierenden beigezogen wird.

Daniel Schönmann, Generalsekretär der Universität Freiburg, zieht aufgrund der BfS-Zahlen folgendes Fazit: «Kein anderer Hochschulkanton kommt im Verhältnis so «billig» zu einer Volluniversität wie Freiburg, denn bei allen anderen Universitätskantonen ist der Kantonsbeitrag die wichtigste Säule der Finanzierung». Für Freiburg bedeute dies, dass die interkantonalen Vereinbarungen und die Bundesbeiträge nach Universitätsförderungsgesetz dem Kanton im Verhältnis zu seiner eigenen jährlichen Investition eine überproportional grosse Hochschule ermöglichen.

Die Universität – ein starker Faktor für den Kanton

Der Nutzen, den die Universität für den Kanton bringt, ist nur sehr schwer in Zahlen zu fassen. Man könne dennoch aufgrund der vorhandenen Statistiken einige solide Hypothesen aufstellen, ist Daniel Schönmann überzeugt: So dürfte das Bildungszentrum Freiburg mit der Universität sowie den Fachhochschulen massgeblich zur positiven wirtschaftli-

chen Entwicklung des Kantons in den letzten 30 Jahren bzw. dem Wandel vom Landwirtschaftskanton hin zum Standort vieler Technologie- und Dienstleistungsunternehmen beigetragen haben. Und nicht nur die Universität selbst, sondern auch viele Startup-Unternehmen, welche aus der Alma Mater entstanden sind und sich heute erfolgreich behaupten, tragen zu gesunden Kantonsfinanzen bei. Ausserdem fördert die Universität als gesamtschweizerische Hochschule die Vernetzung Freiburgs mit der restlichen Schweiz.

Die letzte Kosten-Nutzen-Berechnung wurde vor etwa sechs Jahren erstellt und ergab eindeutig, dass die Universität eine stimulierende Wirkung auf die Wirtschaft des Kantons hat und ihr Nutzen die Kosten für den Kanton bei weitem übersteigt. Auch wenn der Einfluss der Universität auf die hiesige Wirtschaft schwer zu eruieren ist, lässt sich doch am Beispiel des Wohnungsmarkts erahnen, welches Gewicht die Alma Mater für die Wirtschaft des Kantons darstellt.

Beispiel Wohnungsmarkt

Die Universität zieht tausende Studierende in die Saanestadt, die allesamt ein Dach über dem Kopf haben müssen. Ausser einem grossen Teil der Freiburger sowie der Berner, die bei den Eltern wohnen oder pendeln, brauchen alle eine Unterkunft in der Stadt oder der Region Freiburg.

Klar suchen nicht alle Studierenden eine Wohnung auf dem freien Markt, gibt es doch günstige Wohnungen bei der REST zu mieten, und dies bis zu 25% günstiger als bei Privaten. Doch die Wohnkapazität der REST ist beschränkt, und nur ein kleiner Teil der Studierenden kann von ihrem Angebot profitieren. Gemäss Felix Kaufmann, Geschäftsführer der REST, werden ungefähr 700

Lorenz Oberholzer studiert im achten Semester Medien- und Kommunikationswissenschaft.



© Naim Schnegg

Studierende in REST-Wohnungen untergebracht. Dazu kommen etwa 500 Zimmer im Studentenwohnheim. «Das ist nur ein relativ kleiner Prozentsatz, gemessen an den rund 8'500 Studierenden, welche eine Wohnung in Freiburg benötigen», meint Felix Kaufmann. «Alle ändern müssen sich eine Wohnung auf dem Markt suchen.»

Tausende benötigen eine Unterkunft...

Führt dies nicht zu überhöhten Mietpreisen? Dazu Prof. Reiner Eichenberger, Inhaber des Lehrstuhls für Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg: «In Freiburg ist das Bauland noch nicht extrem knapp, es kann noch gut gebaut werden und es gibt auch in der Agglomeration noch viel Bauland». Dies bedeute, dass sich eine grosse Nachfrage – durch die vielen Studierenden – nicht entsprechend in den Preisen niederschläge, sondern dass das Wohnungsvolumen ausgedehnt werde.

...und alle profitieren

Die Gefahr einer Wohnungsnot ist derzeit in Freiburg klein. Die Leerstandsnummer liegt über dem schweizerischen Durchschnitt und klar über den Werten von Zürich oder Genf. (s. Kasten). Dies ist die Folge einer regen Bautätigkeit in den letzten Jahren, von der nicht nur der Bausektor, sondern auch Liegenschaftsverwaltungen, Reinigungsunternehmen, Möbelhändler und Zulieferer aller Art profitiert haben. Das Auftragsvolumen ist bei etlichen Unternehmen gestiegen, Arbeitsplätze konnten erhalten oder gar geschaffen werden.

Ein Blick in die Sterne

Der Mietwohnungsmarkt ist ein Feld von vielen, in denen die Universität bzw. die grosse

Zahl ihrer Studierenden ein ökonomisches Schwergewicht darstellt. «Von der langfristigen Entwicklung her gesehen wäre die Bedeutung der Stadt Freiburg ohne die Universität wohl etwa mit Solothurn vergleichbar», so Daniel Schönmann. Daher ist es für den Kanton wichtig, dass sie ihren Einfluss auf die Wirtschaft auch in Zukunft ausübt.

Die Universität Freiburg ist aufgrund der Ausgleichszahlungen durch die interkantonale Vereinbarung finanziell viel stärker den Schwankungen der Studierendenzahlen ausgeliefert als die anderen Universitäten. Daher hängt sehr viel davon ab, wie attraktiv die Universität auch in Zukunft für Studierende sein wird. Der Wettbewerb zwischen den Hochschulen sei hart, meint Prof. Eichenberger. Da sei es wichtig, dass die Universität Freiburg ihre Wettbewerbsfähigkeit aufrecht erhalte oder nach Möglichkeit ausbaue. Dazu brauche es ein gutes Renommee. Dieses erreiche man vor allem durch qualifizierte Professoren, die einerseits bekannt seien für ihre Forschungsarbeit und andererseits einen guten Ruf als Lehrpersonen hätten. Wichtig seien aber auch öffentlichkeitswirksame Tätigkeiten wie Auftritte in den Medien, angelegene Gutachten oder wichtige Beratungsmandate. «Die Uni muss», fasst Prof. Eichenberger zusammen, «so bekannt sein, dass selbst die Eltern überzeugt sind, dass Freiburg für ihre Kinder ein guter Platz zum Studieren ist».

Keine Wohnungsnot in Freiburg

Für das laufende Jahr kann gesamtschweizerisch eine Leerwohnungsziffer im Bereich von 1,2 Prozent erwartet werden. Verglichen mit Genf oder Zürich ist der Leerbestand in Freiburg recht gross. Hier beträgt die Leerstandsnummer mehr als zwei Prozent. In Zürich und Genf hingegen sind Mietwohnungen knapp. Die Leerwohnungszählung vom 1. Juni 2004 des Bundesamtes für Statistik ergab für Zürich eine Leerstandsnummer von 0,55 Prozent, für Genf 0,15 Prozent. Das Bundesamt für Statistik bezeichnet die Wohnsituationen in Genf und Zürich als prekär.

On n'arrête pas le progrès...

Travailler avec un ordinateur portable, payer ses repas à la mensa à l'aide d'une Campus Card, n'utiliser qu'une feuille de papier se reflétant directement au tableau... qui aurait pu imaginer, il y a quelques années encore, une telle avancée technologique ? Sans oublier le e-learning... Grâce aux nouvelles technologies, l'Université de Fribourg s'ouvre encore davantage sur le monde qui l'entoure.

par Patrick Mbonyinshuti

dossier

Dès 1999, le rectorat de l'Université de Fribourg, soutenu par le Conseil fédéral, a inscrit dans ses objectifs (programme du rectorat pour la période 1999-2003) le développement et la diffusion des Nouvelles Technologies d'Information et de Communication (NTIC), définies comme instrument de garantie de la qualité de l'enseignement dans les hautes écoles. Le programme reflète essentiellement le besoin d'améliorer et d'élargir les réseaux de communication de l'Université et de l'équiper des moyens de communication et d'enseignement compétitifs d'ici 2007. Il envisage aussi des cours de formation didactique et pédagogique pour les enseignants, afin de leur apporter les compétences techniques et pédagogiques nécessaires à l'utilisation de ces instruments. En misant sur les NTIC, le rectorat, en collaboration avec le Département cantonal de l'instruction publique et les départements concernés de l'Université, s'est fixé une politique claire visant la compétitivité et la qualité.

A Fribourg, outre les départements des facultés, on dénombre ainsi plusieurs institutions directement concernées par l'implémentation des NTIC : le Centre Nouvelles Technologies et Enseignement (NTE), créé en 1996 dans le but de favoriser et d'observer l'utilisation pédagogique des supports électroniques de documentation et de communication dans les cours de l'Université; le Département d'informatique de l'Université; le Service Informatique (SIUF); la Section Informatique et Statistiques (SIS); Micromus, qui offre un support informatique par et pour les étudiants et enfin le CERLE (Centre d'enseignement et de recherche en langues étrangères).

Internet, la condition sine qua non

Utilisatrice au quotidien des nouvelles technologies, Pascale Morand, chargée de cours au CERLE, insiste sur l'importance d'internet, gigantesque bibliothèque contenant des informations facilement accessibles à la collectivité, de façon immédiate. «C'est une ressource incontournable pour la recherche de documents», explique la didacticienne qui n'ose même pas calculer le nombre d'heures qu'il lui faudrait pour préparer ses cours sans internet. C'est à la fois un service et une source de documentation pour la collectivité intellectuelle, mais aussi un canal d'échanges.

En «surfant» sur ce fantastique réseau, l'étudiant devient plus autonome dans la gestion de son apprentissage. Dans ce cadre, il faut, selon Hervé Platteaux, responsable pédagogique au Centre NTE, clairement encourager des projets interactifs comme Moodle, la plate-forme de cours en ligne qui rassemble désormais plusieurs centaines de cours de l'Université de Fribourg.

Les nouvelles méthodes d'enseignement proposent des outils de recherche et encouragent la mise en commun des informations obtenues par les apprenants, renforçant ainsi la collaboration entre les étudiants. Dans cette perspective, le rôle de l'enseignant a quelque peu changé : il doit surtout aider les étudiants à ne pas se perdre dans la masse de données, à discerner la bonne information de la mauvaise, l'utile de l'inutile.

Un avenir hautement technologique

Afin d'encadrer les étudiants dans leurs recherches, il s'avère également nécessaire d'augmen-

Patrick Mbonyinshuti est étudiant en sociologie de la communication, journalisme et histoire contemporaine (8ème semestre).



© Cédric Miéville

Une carte de crédit pour étudiant

La Campus Card est un exemple concret de l'informatisation à l'Université de Fribourg. Lancée en 2001, elle était à la base une simple carte de légitimation avec une puce à l'intérieur. Cette puce contient une quantité d'informations personnelles : nom, lieu de domicile, numéros de téléphone ainsi que des renseignements sur la formation du propriétaire de la carte. Au départ, la Campus Card était également une carte de lecteur permettant d'accéder à plus de 600 bibliothèques fédérées en réseaux. Rapidement, la carte s'est sophistiquée, se transformant en une sorte de «carte de crédit». Elle permet désormais à l'étudiant de notamment faire des photocopies : pour cela, il lui suffit de charger la carte sur l'un des dix monnayeurs répartis sur les sites universitaires. Depuis février 2005, chaque personne possédant la Campus Card a par ailleurs la possibilité de payer ses repas à la mensa grâce à la fameuse carte.

ter l'offre en infrastructures et en cours. «Les salles que nous avons actuellement n'ont pas été spécialement aménagées pour apprendre avec les NTIC : il manque par exemple des ordinateurs ou un poste clairement destiné au coach qu'est l'enseignant pour lui permettre de faire des démonstrations sur écran géant», déplore Pascale Morand.

Hervé Platteaux constate pour sa part des disparités à propos du matériel réparti sur les différents sites géographiques de l'Alma Mater. Si Péroles 2 est parfaitement équipé, certains sites sont quelque peu désavantagés. Mais l'évolution se fait progressivement car les NTIC ne doivent pas remplacer définitivement les anciennes méthodes d'enseignement, mais les enrichir et les compléter.

Dès cet été, les enseignants et les étudiants qui le souhaitent auront la possibilité d'utiliser une nouveauté technologique : le pod-casting. L'instrument offre la possibilité d'enregistrer «en live» des cours, des exposés ou des discussions et de les diffuser sur internet. Pour Hervé Platteaux, il s'agit là d'un complément aux supports écrits déjà existants ainsi que d'une possibilité de rattrapage pour les personnes qui ne sont pas en mesure d'assister physiquement aux cours. Par la suite, l'étudiant et l'enseignant peuvent retravailler et approfondir des points abordés lors d'un cours ou d'un séminaire.

Des réseaux de plus en plus larges

Grâce à ces nouveaux outils, une vision d'avenir se profile déjà à l'horizon : il apparaît dé-

sormais probable que les structures de l'Université vont s'élargir dans des «réseaux» sans cesse grandissants : au niveau BeNeFri, on planifie ainsi une «BeNeFri Graduate School of Computer Science» qui réunira les trois universités concernées. Le projet SWITCH œuvre dans ce sens en proposant une collaboration interuniversitaire au niveau national : son objectif est de permettre la mise en place, la gestion et l'évaluation d'une plate-forme nationale pour l'hébergement des projets du Campus virtuel suisse (CVS).

Dans le cadre du système de Bologne, l'élargissement du réseau géographique des universités devrait logiquement entraîner l'élargissement et l'unification du réseau informatique des hautes écoles qui collaborent malgré les exigences de compétitivité et de concurrence.

Mais l'informatique ne s'arrête pas aux frontières de l'Europe. Sur le plan international, des collaborations élargies en e-learning sont désormais possibles. Les étudiants en économie politique peuvent par exemple se connecter avec l'Université de Harvard et suivre en direct les cours sur la compétitivité de l'économie données par le Prof. Michael Porter.

De toute évidence, il apparaît que les nouvelles technologies sont une chance pour l'Université de Fribourg : elles diversifient les formes d'enseignement, créent des échanges entre étudiants d'horizons différents et redynamisent l'enseignement traditionnel.

Am Anfang war die Grundlagenforschung

Die Neugier steht immer an erster Stelle eines Problems, das gelöst werden will. Galileo Galileis Worte haben im 21. Jahrhundert nichts an Aktualität eingebüsst. Neugier ist auch der Antrieb für Forschende, sich in jahrelange Projekte mit ungewissem Ausgang zu stürzen. Ein Exkurs in die Welt der Grundlagenforschung.

dossier

von **Stephanie Renner**

«Das eigentliche Ziel der Grundlagenforschung ist es, neue Erkenntnisse zu gewinnen und hochkomplexe Zusammenhänge zu verstehen», sagt Antoine Weis, Professor am Departement für Physik. Er ist das Paradebeispiel für einen Forscher, der sich mit seinen Projekten an einer Schnittstelle von Grundlagenforschung und angewandter Forschung bewegt (s. Kasten), dessen Herz nach eigenem Bekunden aber klar für die Grundlagenforschung schlägt.

Dass aus der – was PR-Effekte anbelangt – oft unspektakulären Grundlagenarbeit dereinst neue, kommerziell viel versprechende Produkte hervorgehen, ist nicht die alleinige Motivation für die oft mühselige Knochenarbeit. Weil die Grundlagenforschung auf langfristige und primär der Erkenntnis dienende Forschung setzt, herrscht kein Verwertungszwang, es entstehen vielmehr Freiräume für wissenschaftliche Durchbrüche. Das hartnäckige Forschen über Jahre hinweg zahlt sich in der Regel früher oder später aus oder wie es

Prof. Weis formuliert: «Die Grundlagenforschung liefert immer wieder neue Ansätze: Grosse Sprünge in der Wissenschaft sind nie geplant, sie entstehen aus einer neuen Idee, einer neuen Sichtweise».

Ohne Kapital keine Grundlagenforschung

Weil aber die Grundlagenforschung im Normalfall nicht direkt kommerziell nutzbar ist, braucht sie zwingend finanzielle Schützenhilfe von staatlicher Seite. Der Schweizerische Nationalfonds (SNF) ist hierbei das wichtigste Förderinstrument des Bundes. Der SNF setzt rund drei Viertel seiner Fördermittel für die Grundlagenforschung ein und hat allein im Jahr 2005 Beiträge in der Höhe von 466 Millionen Franken gesprochen. Wegen der begrenzten Mittel hätten im vergangenen Jahr zahlreiche hoch qualifizierte Projekte abgelehnt werden müssen, hält die Institution im Jahresbericht fest. Um weiterhin eine Spitzenposition einnehmen zu können, müsse die

Stephanie Renner studiert im sechsten Semester Medien- und Kommunikationswissenschaft.

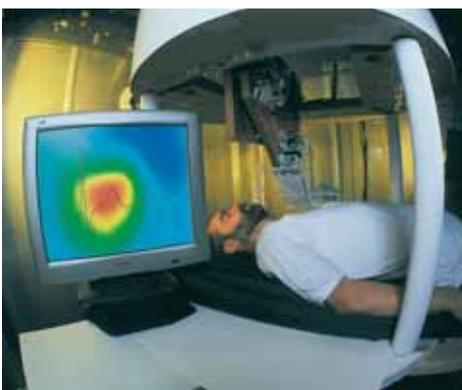
Neue Messmethoden

Die zwei Physiker Georg Bison und Robert Wynands haben unter der Leitung von Antoine Weis (Professor am Departement für Physik) ein neuartiges Verfahren zur berührungsfreien Aufzeichnung der Magnetfelder des menschlichen Herzens entwickelt. Diese Technologie lässt Herzbeschwerden bereits im Frühstadium erkennen und eröffnet somit völlig neue Perspektiven in Bezug auf eine Diagnose. Besonders in Industrieländern ist die frühzeitige Erkennung von Herzerkrankungen entscheidend, da rund 30 Prozent der Todesfälle darauf zurückgehen.

In den letzten Jahren entwickelten die drei Freiburger Physiker in mehreren Projekten der

Grundlagenforschung hochempfindliche Methoden zur Messung von kleinsten Magnetfeldern. Gestützt auf diese Erkenntnisse entwarfen sie ein Gerät, welches Störfelder unterdrückt und es erlaubt, zweidimensionale Karten des Magnetfelds vor der Brust zu erzeugen. Waren bisherige Geräte zur Messung von Herzmagnetfeldern extrem teuer, so kann das neue Gerät wartungsfrei aus einer normalen Steckdose betrieben werden.

Das Freiburger Forschungsteam rechnet damit, dass das Gerät in wenigen Jahren marktreif ist und damit für Spitäler erschwinglich wird. Das Produkt wurde vom Wall Street Journal mit dem «European Innovation Award» ausgezeichnet.



Schweizer Forschung nicht nur freien Zugang zum europäischen Forschungsraum haben, sondern auch auf nationaler Ebene stärker unterstützt werden, moniert der Nationalfonds.

Doch auch die Universität Freiburg versucht aktiv neue Erkenntnisse voranzutreiben, ohne dass deren sofortige Nutzbarkeit das ausschlaggebende Kriterium ist. Die «hauseigenen» Mittel zur finanziellen Unterstützung von Projekten im Bereich der Grundlagenforschung seien relativ bescheiden, gesteht Prof. Michel Monbaron, im Rektorat zuständig für Forschungsbelange. Davon profitierten in erster Linie Projekte, die dem Kriterienraster des SNF nicht entsprechen oder bei denen der SNF-Beitrag für die Finalisierungsarbeiten nicht ausreicht.

Mit dem seit Herbst 2005 erweiterten Plateau de Pérolles hat sich für den Forschungsstandort Freiburg eine einmalige Möglichkeit

erschlossen. Hier gehen angewandte Forschung und Grundlagenforschung Hand in Hand: Die Universität deckt laut Prof. Monbaron in der Regel den Bereich Grundlagenforschung ab, die benachbarte Ecole d'ingénieur et d'architecture die angewandte Forschung – ein Vorgehen, von dem alle Beteiligten profitieren.

Forschung ohne Grenzen

Den Forschenden sind keine Grenzen gesetzt. Neue Technologien, innovative Produkte und vor allem neue Ideen sind immer gefragt, egal in welcher Wissenschaftsdisziplin. Es liegt an jedem selbst, diese Chancen zu nutzen. Denn die Grundlagen dazu haben wir alle: Neugierde, Durchhaltewillen, Kreativität und Geduld. Albert Einstein sagte über sich selbst: «Ich habe keine besondere Begabung, sondern ich bin nur leidenschaftlich neugierig». Das sind wir doch auch, oder?



© Léonard Villars



Aktuelle Angebote

Offres actuelles de cours

Service de la formation continue, Tél. 026 300 73 47, www.unifr.ch/formcont

Anmeldung – inscription online : formcont@unifr.ch

Lehrgang NPO-Management (Warteliste)

VMI, Sigriswil/CH, 18.–23. Juni 2006

Mort, foi, accompagnement

Prof. Michael Sherwin OP, Dr Thierry Collaud, médecin et théologien, Département de théologie morale, Université de Fribourg, 29 juin 2006

Neuropsychologische Diagnostik und Therapie bei Kindern und Jugendlichen

Institut für Familienforschung und -beratung, Universität Freiburg, Dr. Anja Lepach, Bremen, 25.–26. August 2006

Soziale Unsicherheit von Kindern: Ätiologie, Diagnostik und Intervention

Institut für Familienforschung und -beratung, Universität Freiburg, Prof. Dr. Ulrike Petermann, Dortmund, 1.–2. September 2006

Schulische Integration von Kindern mit besonderen Bedürfnissen

Prof. Dr. Gérard Bless, Heilpädagogisches Institut, Universität Freiburg, 1.–2. September 2006

Kinder in Konfliktfamilien bei Trennung und Scheidung

Institut für Familienforschung und -beratung, Universität Freiburg, Dr. iur., lic. phil. Marie Schäfer-Altiparmakian, 8.–9. September 2006

6. Freiburger Sozialrechtstage

Prof. Dr. iur. Erwin Murer, Arbeits- und Sozialversicherungsrecht, Universität Freiburg, 14.–15. September 2006

Diplom-Lehrgang Fundraising 8, Modul 1, VMI, Kandersteg/CH,

17.–22. September 2006

Bei Depressionen das Leiden beider Partner konsequent angehen – eine bewältigungsorientierte Paartherapie bei Depressionen

Institut für Familienforschung und -beratung Universität Freiburg, Dr. Kathrin Widmer, 21.–22. September 2006

Lehrgang Marketing VMI Saanenmöser/CH,

16.–21. Oktober 2006



Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten wie ausgezeichnete Pizzas, hausgemachte Teigwaren, erlesene Fleisch- und Fischgerichte sowie feine Dolci. Und brauchen dabei Ihren Geldbeutel nicht zu strapazieren!

**Als SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
essen Sie bei uns gegen Vorweisung ihrer Legi
15 Prozent günstiger!**

Gilt auch für eine Begleitperson.

Ristorante Pizzeria Molino

Rue de Lausanne 93, 1700 Fribourg, Telefon 026 / 322 30 65

7 Tage in der Woche,
365 Tage im Jahr offen:

Montag bis Donnerstag
von 07.00 bis 23.30 Uhr

Freitag und Samstag
von 07.00 bis 24.00 Uhr

Sonntag
von 08.00 bis 23.30 Uhr

Durchgehend
warme Küche

www.molino.ch



Uni shop



www.unifr.ch/unishop



Universität
Fribourg
Subsidiar
Italiene

Innovative Master

100 Jahre
USI

Master Information sessions

20.06.06, 16-17h00

Orts: Sala de la Piazza, Genève

21.06.06, 16-17h00

Orts: Atrium, HB Zürich

www.unifr.ch

Communication

Media Management

Communication Technologies

Communication for Cultural Heritage*

Education and Training

Institutional Communication

Economics

Finance*

Management*

Economics, Institutions and Public Policies

Communication and Economics

Marketing*

Corporate Communication*

International Tourism*

Financial Communication*

Informatics

Embedded Systems Design*

These full-time Masters (Master of Science or Master of Arts) are 3-4 semesters long for a total of 90 to 120 credit points (ECTS).

University of Lugano
Master Information Service
Tel. +41 58 666 47 95
orientamento@ch.unisi.ch

www.master.unisi.ch

* The language of tuition is English.

chronique

Les catholiques dans la vie politique

Lors d'un colloque international intitulé «Les catholiques dans la vie politique», organisé les 9 et 10 juin par la Chaire d'histoire de l'Eglise, des experts de grande renommée, en provenance de Suisse et d'Autriche, ont participé aux débats aux côtés de personnalités du monde ecclésiastique et politique, telles Doris Leuthard (future Conseillère fédérale), Joseph Riegler (ancien vice-chancelier de l'Autriche) et l'ancien évêque de St-Gall, Ivo Führer. Ces dernières ont observé sous un angle pratique les interventions des scientifiques qui ont porté sur l'histoire contemporaine, l'histoire de l'Eglise, la sociologie des religions, l'éthique catholique sociale, les sciences de la communication et la science politique.

Energiemacht Russland

Das Interfakultäre Institut für Ost- und Ostmitteleuropa führte am 23. Juni zum siebten Mal den Osteuropatag durch. Unter dem Titel «Russian Challenges: Between Freedom and Energy» erörterten Vertreter aus Politik und Wissenschaft die Gründe und Auswirkungen der staatlichen Kontrolle der Energieressourcen in Russland. Der diesjährige Swiss Baltic Net Prize 2006 ging an Prof. Dr. h. c. Ernst-Bernd Blümle, den Gründer des Freiburger Verbandsmanagement Instituts (VMI), der in seiner Funktion als «Baltikum-Botschafter» daran mitgewirkt hat, dass Freiburg heute eine der aktivsten Hochschulen der Schweiz im Kontakt mit den baltischen Staaten ist.

«Etat et bien commun»

Le Département de théologie morale et d'éthique a organisé les 7 et 8 juin derniers un colloque interdisciplinaire à la mémoire du Prof. Roger Berthouzoz OP, intitulé «Etat et bien commun». Le Cardinal Georges Cottier et le Conseiller fédé-



L'ancien vice-chancelier d'Autriche Joseph Riegler et la Conseillère fédérale Doris Leuthard

ral Pascal Couchepin étaient les invités d'honneur de cette manifestation.

Citoyenneté européenne – quo vadis ?

Une conférence interdisciplinaire sur les futurs défis de la citoyenneté de l'Union européenne a eu lieu le 19 mai à l'Alma Mater. Les experts ont notamment cherché à savoir si la citoyenneté européenne remet en question les conceptions traditionnelles de la citoyenneté nationale. Grâce à la récente jurisprudence, la citoyenneté de l'Union se développe en effet lentement mais sûrement en une source directe de droits et de devoirs. Les chercheurs ont ainsi mené une réflexion sur le fondement moral de cette citoyenneté ainsi que sur la relation entre identité et citoyenneté dans un contexte multiculturel.

Impressum

Le magazine de l'Université de Fribourg
Das Magazin der Universität Fribourg

Nouvelles universitaires vol. 64/4

Rédaction : Communication & Marketing
Université de Fribourg
Av. de l'Europe 20, 1700 Fribourg
tél. 026 300 70 34
fax 026 300 97 03
e-mail: marcom@unifr.ch

Responsable : Laure Schönenberger
Rédaction permanente : Tanja Aebli,
Christine Carrard, Claudia Möri
Secrétariat : Antonia Rodriguez, Denise
Torche
Layout : Jean-Daniel Sauterel
Couverture : Xavier Thalman

Abonnement : annuel / pro Jahr CHF 15.-

Publicité : Go!Uni-Werbung AG,
Rosenheimstrasse 12, CH-9008 St. Gallen
Tel. 071 244 10 10
Fax 071 244 14 14
e-mail : info@gouni.ch

Tirage : 10'000 exemplaires
Papier : R4 Chorus couché brillant, blanchi
sans chlore; couverture 200 gm2, intérieur
115 gm2
Imprimerie : Saint Canisius, Fribourg

Prochaine parution : septembre 2006

Les opinions exprimées dans les articles
d'Universitas ne reflètent pas forcément
celles de la rédaction, mais témoignent de
la multitude des directions prises par la
recherche à l'Université de Fribourg.
Meinungen, welche in den Artikeln von
Universitas zum Ausdruck kommen, wider-
spiegeln nicht automatisch die Meinungen
der Redaktion. Sie bezeugen jedoch die
Vielfalt der Forschungsrichtungen an der
Universität Fribourg.

Happy Anniversary

Das Zentrum für Neue Technologien und Lehre (NTE) feierte am 11. Mai sein 10-Jahr-Jubiläum. Die Dienststelle hat in den vergangenen Jahren elektronische Lernplattformen wie Moodle entwickelt, bietet Weiterbildungen für den Umgang mit Informations- und Kommunikationstechniken an und leistet in elektronischen Belangen Schützenhilfe jeglicher Art.

Religion, Geschichte, Gedächtnis

Im Rahmen des 100-Jahr-Jubiläums der «Schweizerischen Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte» organisierte die Universität Freiburg am 28. und 29. April ein internationales Kolloquium. Die eingeladenen Experten widmeten sich dem Thema «Religion, Geschichte, Gedächtnis».

Un invité de marque

L'Université a reçu le 11 avril le Prof. Arthur K.C. Li, secrétaire de l'éducation au gouvernement hongkongais, accompagné de sa délégation. Le recteur Urs Altermatt a accueilli l'invité prestigieux sur le campus de Pérolles 2. Après une visite des nouveaux bâtiments, le vice-recteur Guido Vergauwen a présenté l'Université de Fribourg en mettant l'accent sur son réseau international et ses échanges avec les étudiants d'Outre-mer. Le Prof. Bernd Helmig a ensuite présenté aux invités le nouveau programme de master en «European Business / International Management».

Auszeichnung für Freiburger Kriminalliteraturforscher

Edgar Marsch, Professor am Departement für Germanistik, ist von der Jury der Autorengruppe deutschsprachiger Kriminalliteratur DAS SYNDIKAT mit dem «Ehrenglauser

2006» ausgezeichnet worden. Die Jury ehrte damit seine jahrzehntelangen kontinuierlichen Forschungen und seine Publikationen im deutschen Sprachraum zum Kriminalroman, zur Kriminalerzählung und zur Prozessliteratur. Edgar Marsch veröffentlichte 1972 die Publikation «Die Kriminalerzählung. Theorie, Geschichte, Analyse», die zu den grundlegenden Standardwerken zur Kriminalliteratur gehört.

Neues Studienangebot

Ab dem Wintersemester 2006/07 bieten das Departement für Medizin der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg und die Medizinische Fakultät der Universität Bern ein neues Studium in Biomedizinischen Wissenschaften an. Dieser Studiengang wird durch eine interuniversitäre Konvention Bern-Freiburg koordiniert. Die Konvention ist von den zuständigen Dekanaten und Rektoren beider Universitäten sowie von den für die Erziehungsdepartemente zuständigen Regierungsmitgliedern im Mai unterzeichnet worden.

31^{ème} Journée de l'Europe : «Nous gagnerons ensemble»

Bernard Kouchner était l'invité d'honneur de la 31^{ème} édition de la Journée de l'Europe, le 17 mai dernier. Fondateur de «Médecins sans Frontières» et de «Médecins du Monde», il a tenu une conférence sur «L'Europe et la mondialisation».

chronique

A l'occasion de la 31^{ème} Journée de l'Europe, Bernard Kouchner, farouche partisan de la construction européenne, a fait le plaidoyer de «cette aventure formidable, en fait la seule aventure de notre temps». Si pour l'ancien ministre français socialiste il apparaît un peu paradoxal de célébrer l'Europe dans un pays qui la refuse, il a déclaré que «l'Université de Fribourg est connue dans l'Europe entière, car elle unit deux camps qui se sont toujours affrontés dans l'histoire». Et de rappeler que l'Europe a inventé les massacres, les génocides et les crimes contre l'humanité et qu'après la deuxième Guerre mondiale nous sommes revenus de loin. Le bouleversement a tout d'abord été d'ordre économique, mais très rapidement l'enjeu politique s'est profilé à l'horizon. «A chaque élargissement, il a fallu faire un effort sur soi-même pour passer au-delà des préjugés, de la culture et des souvenirs, et apprendre à penser différemment», a souligné le fondateur de «Médecins du Monde». Le politicien a plaidé en faveur d'une superstructure regroupant des Etats-nations en mesure d'accepter la

diversité et de mettre en place une politique sécuritaire.

Sortez de votre coffre-fort !

Après la douche froide des refus hollandais et français au dernier traité constitutionnel, le projet européen semble aujourd'hui avoir pris du plomb dans l'aile. Pour Bernard Kouchner, il est primordial de retrouver une certaine exaltation, une idéologie qui nous fasse avancer : «je ne crois pas au pays sans risque, ou alors il s'agit d'un pays mort.» Et de lancer un appel cinglant à la Suisse : «Secouez-vous ! Vous n'allez pas vivre éternellement comme dans un coffre-fort, un musée en dehors du monde... Il faut combattre et conquérir, participer aux activités du monde... On ne peut pas revenir en arrière. Il faut accepter de progresser dans la difficulté permanente. Croire que l'on peut garder ses avantages sociaux dans un monde qui ouvre ses barrières s'avère tout simplement naïf et ridicule. Mais nous n'y perdrons pas, nous y gagnerons ensemble», a rassuré l'invité.



Renouer le dialogue des civilisations

Manifestation de son ouverture au monde, l'Université de Fribourg a officialisé son engagement aux côtés de l'agence spécialisée des Nations Unies dans le Réseau des Chaires UNESCO du dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle. L'enjeu de cet accord : donner des outils de compréhension aux hommes d'horizons différents.

brückenbauer

par Samuel Jodry

Les Chaires UNESCO

Le programme UNITWIN/Chaires UNESCO est né d'une résolution adoptée en 1992 lors de la 26^e session de la Conférence générale de l'UNESCO. Lancé une année plus tard, il se veut moyen de renforcement de la coopération interuniversitaire en mettant l'accent sur le transfert des connaissances entre les universités et la promotion d'une solidarité académique à l'échelle planétaire. La structure fonctionne via la création de Chaires UNESCO et de réseaux UNESCO également appelés projets UNITWIN. Les principaux bénéficiaires sont les établissements d'enseignement supérieur et de recherche de pays en développement et en transition. Comprenant des activités de formation, de recherche et d'échange d'universitaires, UNITWIN sert de cadre au partage de l'information dans quelque 70 domaines de compétence de l'UNESCO, de l'éducation aux droits de l'homme en passant par le développement durable et la communication. Aujourd'hui, plus de 564 Chaires UNESCO et 62 réseaux UNITWIN installés dans plus de 700 institutions de 124 pays fonctionnent dans le cadre du Programme.

Les paraphes de Koïchiro Matsuura, directeur général de l'Organisation des Nations Unies pour l'éducation, la science et la culture (UNESCO), et de Martin Hauser, professeur en séjour de recherche rattaché à l'Institut interdisciplinaire d'éthique et des droits de l'homme (IIEDH) à l'Université de Fribourg, consacrent un rapprochement qui, dans les faits, se concrétise depuis 2001, à travers la tenue de plusieurs congrès du Réseau alors en formation. Les sociétés ne pouvaient en effet attendre une belle cérémonie officielle. Si le quotidien et son porte-voix que sont les actualités en font la régulière démonstration, la situation, depuis longtemps latente, s'est manifestée clairement depuis la chute du Mur : les dialogues des civilisations, des cultures et des religions sont en crise, quand ils ne sont pas totalement rompus.

La connaissance contre l'incompréhension

Face à ces tensions, accentuées selon certains par le processus de globalisation, la volonté de fournir des mécanismes de réponse est née d'une prise de conscience exercée conjointement – à des intensités diverses à travers le monde – au sein des corps politique, économique, culturel, religieux et universitaire. S'influençant réciproquement, ces multiples inspirations ont encouragé l'UNESCO à lancer le programme des Chaires UNESCO (voir encadré). Coordinateur, à travers son Bureau fribourgeois, du Réseau du dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle, le Prof. Martin Hauser explique que «ces Chaires UNESCO ont été pensées comme prévention institutionnelle aux conflits. Bien qu'elles aient le trait de caractère laïc de leur maison mère, elles intègrent le religieux dans le vaste champ du culturel». Lutter contre l'incompréhension et le rejet par la mise en commun et la trans-

mission des connaissances, tel est le but du programme qui promeut ainsi la coopération Est-Ouest, Nord-Sud et Sud-Sud. Les Chaires UNESCO sont en effet souvent implantées dans des pays dits sensibles où la recherche identitaire, culturelle et religieuse est parfois intolérante, exacerbée, ou même violente.

La contribution fribourgeoise à l'UNESCO

Une localisation-type que confirme a contrario la création le 16 novembre 1998 de la Chaire UNESCO pour la démocratie et les droits de l'homme à Fribourg. Attribuée à la Chaire de droit constitutionnel du Prof. Marco Borghi, elle est coordonnée par Patrice Meyer-Bisch à l'IIEDH. Son but déclaré est la promotion d'un système intégré d'activités de recherche, de formation, d'information et de documentation dans le domaine des droits de l'homme et de la démocratie. Des préoccupations que partage le Réseau des Chaires UNESCO du dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle, et dont la collaboration est rendue possible par le Bureau de coordination du Prof. Hauser.

A la question de savoir ce que peut apporter l'Alma Mater à ce tissu international d'échanges et de mises en commun de connaissances, Martin Hauser évoque volontiers le multilinguisme affiché de l'Université fribourgeoise, «qui se profile au niveau suisse et international dans le domaine interculturel, notamment par son Observatoire de la diversité et des droits culturels, sans omettre la réputation de son enseignement religieux». «Fribourg bénéficie de plus d'une grande opérationnalité, précise-t-il, car l'IIEDH apporte son expérience au Bureau de coordination, et l'Université, son administration et sa réputation». Une garantie pour la Confédération d'une qualité académique. Aux côtés du Conseil de l'Université de

Martin Hauser est professeur en séjour de recherche rattaché à l'Institut interdisciplinaire d'éthique et des droits de l'homme (IIEDH); coordinateur du Réseau du dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle et directeur du Département-Chaire UNESCO d'étude des échanges interculturels et interreligieux de l'Université de Bucarest. martin.hauser@unifr.ch



De gauche à droite : le Prof. Martin Hauser, Katerina Stenou, directrice de l'UNESCO au Secteur de la culture, et Koichiro Matsuura, directeur général de l'UNESCO, lors de la signature de l'accord. L'ambassadeur Ernst Iten, délégué permanent de la Suisse auprès de l'UNESCO, ainsi que Marino Ostini, conseiller scientifique au Secrétariat d'Etat à l'éducation et à la recherche, étaient également présents.

Fribourg et du Ministère autrichien des affaires étrangères, le gouvernement fédéral suisse est en effet le principal pourvoyeur financier. Les Départements fédéraux de l'intérieur et des affaires étrangères auront en retour l'opportunité d'utiliser le Bureau de coordination comme outil de promotion de leur politique étrangère, culturelle et scientifique.

Trouver les mots justes

Reste la problématique du message. Le dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle est une formule de compromis, parce qu'adaptée aux troubles de ce début de vingt-et-unième siècle. «La notion d'interreligieux n'a pas une portée restrictive ou segmentarisée, explique le Prof. Hauser, mais peut être comprise comme outil de compréhension du champ culturel.» Et la réciproque se vérifie tous les jours : ils sont en effet encore nombreux, les états où il est salutaire de parler plutôt de culture que de religion... Mais que peut apporter un tel dialogue ? Les traités d'amitié ou de reconnaissance de la culture ou de la religion de son voisin, vides et peu productifs, sont déjà légion. Le patron du Bureau de coordination préconise la construction d'un dialo-

gue sain, «et pour cela, il faut des outils académiques méthodologiques tant au niveau interreligieux qu'interculturel». Si des travaux conséquents ont été produits dans les deux domaines et leurs interconnexions, ils se sont en effet trop souvent bornés aux questions descriptives. Il faut donc développer une méthodologie. Mais selon les vœux de Martin Hauser, le but essentiel reste de la rendre opérationnelle et effective dans la cité. Au préalable, il s'agira d'expérimenter cette méthodologie entre étudiants et professeurs de culture et de religion différentes, à travers le prisme du Réseau des Chaires UNESCO. Le dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle ne pourra se faire sans un dialogue interuniversitaire. Et ce dernier commence à peine.

Site du Réseau des Chaires UNESCO du dialogue interreligieux pour la compréhension interculturelle : www.inter-cultural.org

University Twinning and Networking Scheme, Système de jumelage et de mise en réseaux des universités. <http://portal.unesco.org/education/>

Glamour à Pérolles 2

Elu plus bel homme de Suisse au mois d'avril dernier, Miguel San Juan est étudiant en économie à l'Université de Fribourg. Sur le point d'achever son cursus universitaire, il doit représenter son titre de Mister Suisse et ne pas perdre le fil de ses études. Son but : recevoir son master à la prochaine cérémonie de la Faculté des SES.

ein tag im leben von
par Christine Carrard

8 heures 30, le réveil sonne : enfoui sous son duvet, Mister Suisse, alias Miguel San Juan, peine à ouvrir ses grands yeux verts. «Je ne suis pas du matin : si je peux, j'évite de me réveiller à 7 heures !» Le jeune homme d'un mètre 91 tente aujourd'hui de retrouver le chemin des études. Depuis le concours qui l'a sacré plus bel Héliète, l'étudiant en économie parcourt le pays de long en large à une cadence infernale, entre séances de photos, interviews et dédicaces. Agé de 27 ans, il est bien décidé à ne pas lâcher son travail final de master : «J'ai déjà terminé les examens et rendu la partie théorique de mon mémoire. Je suis bien avancé dans la partie pratique qui porte sur la société d'importation et de distribution de vins de mon père dans laquelle je travaille également avec mon frère. Et je souhaite participer à la prochaine cérémonie de remise des master à l'Uni !»

Entre master et admiratrices

Pour l'heure, Mister Suisse prépare son petit déjeuner dans la maison familiale à Grolley. La potion magique sans laquelle le beau ne saurait débiter sa journée : un demi-litre de jus d'orange... Il s'agit ensuite de concocter un menu relativement copieux pour retrouver les kilos perdus durant ces dernières semaines stressantes : céréales, bananes et lait, le tout dégusté devant le journal télévisé d'Euronews, histoire de rester informé sur l'actualité.

Mais pas le temps de traîner : la douche, quelques soins... et Miguel enfle un jean, un sweet-shirt et ses baskets... sans oublier bien sûr la belle montre de marque reçue lors du concours. «Oui, j'aime porter des choses qui me plaisent, j'aime l'esthétique, l'architecture : d'ailleurs, j'ai hésité à faire des études d'architecture... les bâtiments de Pérolles 2 me plaisent beaucoup !»

Depuis qu'il a commencé à rédiger son master

il y a huit mois, l'étudiant a quitté le monde des bibliothèques pour travailler de manière encore plus concentrée à la maison. Installé à son bureau, Mister Suisse passe tout d'abord ses mails en revue : toujours et encore des messages d'admiratrices, on le félicite, on lui demande des autographes. «Lorsque des Suisses allemands m'écrivent pour obtenir une photo ou une signature, ils m'envoient également une enveloppe timbrée pour leur retourner le courrier. Par contre les Tessinois et les Suisses romands ne pensent pas à ce genre de choses ! Il me faut leur adresser et leur timbrer l'enveloppe de retour !» Et le jeune homme doit maintenant se concentrer sur l'essentiel : dans son travail intitulé «Marketing-mix de la clientèle privée de Pamisa Vins Sarl», l'économiste développe le concept marketing de l'entreprise familiale : il analyse ainsi le marché suisse et la psychologie du consommateur : «L'application pratique m'intéresse : je contribue à la société familiale en travaillant sur le site online, je gère la partie informatique et les dégustations de vins. Je profite donc déjà d'une expérience entrepreneuriale même si je ne touche encore aucun revenu.»

Un sous-assistant au doux regard

Sur le coup des 13 heures, retour en cuisine : malheureusement, dans le frigidaire, aucun bon petit plat de maman à réchauffer ! Miguel se prépare alors rapidement une salade, une viande grillée et des pâtes à la sauce tomate. «Le concours de Mister Suisse m'a rendu attentif à la diététique, à la qualité de mon alimentation.» Né en Espagne, il est en réalité un véritable gourmet qui apprécie aussi bien les sushis que la fondue, la cuisine du pourtour méditerranéen bien sûr et les délicatesses thaïlandaises. Pour terminer le repas, un petit café s'impose avec la lecture des journaux.

L'après-midi est consacré au travail studieux.

Avant le concours qui a chamboulé sa vie, Miguel San Juan avait réussi à obtenir une place de stage dans une banque privée à Zurich. «Maintenant on verra bien quelles opportunités s'offriront à moi. J'aimerais aussi faire un stage au Brésil pour apprendre le portugais.» Question langues, le garçon est plutôt doué : de père espagnol, il n'a appris le français qu'à son arrivée en Suisse, il était alors jeune adolescent. Sa maman étant suisse alémanique, il se débrouille en «schwyzerdütsch». Curieux et aventurier, il a également passé une année Erasmus à l'Université Humboldt de Berlin. Et l'anglais fait évidemment partie de son cursus universitaire.

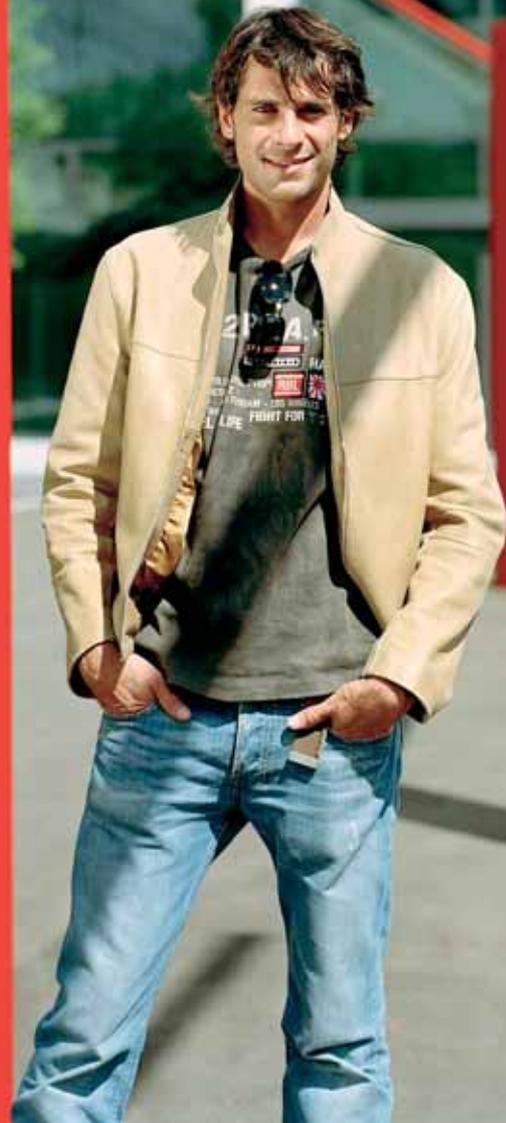
Par rapport à sa future carrière, l'étudiant San Juan considère son titre de Mister Suisse comme une belle carte de visite. «On m'a fait remarquer que dans certains milieux plus classiques de l'économie, cela pourrait me fermer des portes, mais je n'y crois pas trop car l'écho est positif, surtout en Suisse alémanique.» Pour rien au monde, le jeune homme n'aurait voulu renoncer à cette expérience. «Je trouve intéressant de découvrir le monde de la mode et d'apprendre à communiquer avec les médias. A la clé, j'aurai peut-être l'occasion de faire pour quelque temps une carrière de mannequin à Milan ou Paris où l'on me propose déjà des projets.» Les cadeaux reçus depuis le 29 avril ne sont pas négligeables non plus : une semaine de vacances en Thaïlande, des bijoux, une voiture, un portable... «Je connais la valeur de l'argent : en tant qu'étudiant, j'ai souvent été sans le sou !» Dès l'âge de 18 ans, Mister Suisse a donc commencé à travailler en faisant de la publicité pour des soupes dans un supermarché. Par la suite, il a enchaîné les petits jobs de promotion et de représentation, notamment au Salon de l'auto et au Comptoir suisse, à la suite de quoi son entourage l'a encouragé à se présenter au concours du plus bel homme du pays.

A l'Université, l'étudiant a également travaillé en tant que sous-assistant chez les Professeurs Bernd Helmig et Eric Davoine. Dans ce cadre, il a notamment développé le site web en anglais de la Faculté des SES.

Tempérament du Sud

Mais l'heure tourne, il est déjà 17 heures... grand temps pour le sportif de préparer ses affaires pour l'entraînement : «Je fais relativement beaucoup de sport : lorsque je ne joue pas régulièrement au Hand-ball Club de Fribourg, je vais trois à quatre fois par semaine au fitness. Mais je ne fais pas plus attention à ma forme physique que mes camarades.» Sur le chemin du retour, Miguel s'arrête au Café populaire, le «Popu», un bar d'étudiants dans lequel il retrouve ses amis pour suivre un

© Franziska Frutiger



«Je suis prêt à relever le défi pour démontrer que l'on peut participer au concours de Mister Suisse et s'avérer une personne compétente dans la vie.»

match du Mondial : «Je suis pour la Suisse !» Lors de son élection, c'est aussi ici que ses supporters se sont retrouvés pour suivre en direct son couronnement : certains d'entre-eux et d'entre-elles ont envoyé plus de 70 sms pour lui assurer la victoire.

Le repas du soir se prend en famille, un moment de retrouvailles et d'intenses discussions : «Ma famille est chaleureuse, on adore discuter et partager... nous avons tous un tempérament énergique et nos amis sont toujours les bienvenus !» Mais ce soir-là, l'étudiant ne s'attarde pas trop longtemps à table. Le lendemain à l'aube, en partance pour Zurich et Saint-Gall, il aura besoin d'énergie pour assurer l'enchaînement des rendez-vous de Mister Suisse.

Massvolle Entlöhnung in den NPO-Chefetagen

Bereits zum dritten Mal hat das Verbandsmanagement-Institut (VMI) die Lohnstrukturen von Führungskräften in Nonprofit-Organisationen untersucht. Die Quintessenz dieser umfassenden Erhebung: exorbitante Managerlöhne sind in NPOs nicht an der Tagesordnung, brotlos ist die Tätigkeit im Nonprofit-Bereich aber keinesfalls.

projekt

von Tanja Aebli



Das Klischee hält sich hartnäckig: Der NPO-Mitarbeiter als verträumter Weltverbesserer, der seinen rosigen Ideologien mit Inbrunst und zum Lohn eines Butterbrots zum Durchbruch verhilft. Die Realität ist eine diametral andere: Mitarbeitende von nicht gewinnorientierten Organisationen stehen punkto Professionalität anderen Unternehmen in nichts nach. Auch die Erkenntnis, dass gute Leistungen finanziell honoriert werden müssen, hat sich längst durchgesetzt. Denn selbst im NPO-Bereich gilt: Hervorragend qualifizierte Kaderleute lassen sich nur mit einem angemessenen Salär bei der Stange halten. Doch genau dies ist der Clinch einer jeden Nonprofit-Organisation: Da sind die privaten und öffentlichen Geldgeber, die mit Argusaugen darüber wachen, dass Spendengelder möglichst nicht für Personal- und Verwaltungskosten aufgewendet werden.

Auf welchem Niveau bewegt sich also ein Lohn, der all diesen Ansprüchen gerecht wird? Die Frage stellt sich sowohl für Arbeitnehmende wie auch für die Organisationen selber, die die diffizile Gradwanderung zwischen marktgerechten Salären und einem verantwortungsvollem Einsatz ihrer Mittel zu bewerkstelligen haben.

Licht ins Dunkle bringen

«Die Gehaltsstrukturen von NPO auf Kaderebene sind mehr oder weniger eine Black-Box», stellten die beiden VMI-Direktoren Prof. Bernd Helmig und Prof. Robert Purtschert vor einigen Jahren fest. Sie liessen es nicht bei der Erkenntnis bewenden. Mit der vom VMI initiierten NPO-Gehaltsstudie, die soeben das dritte Mal in Folge publiziert worden ist, verhalten sie dem Sektor zu einem entscheidenden Schritt Richtung Transparenz.

NPOs bieten eine moderate, aber durchaus attraktive Lohnstruktur, lautet der Tenor unter den über 300 befragten hauptamtlichen Führungskräften und 170 Vorstandsmitgliedern aus 170 Organisationen. Die Lohnschere klappt dabei je nach Hierarchiestufe deutlich auseinander: Im Durchschnitt beziehen

Geschäftsführer Jahresgehälter von rund 150'900.- CHF, Kaderangestellte der zweiten Management-Ebene 124'400.- CHF und auf der dritten Hierarchieebene noch 101'900.- CHF. Die Studie macht zudem deutlich, dass die Ausbildung bei der Festlegung des Gehalts eine nicht unerhebliche Rolle spielt: Geschäftsführende mit einer Berufslehre verdienen jährlich 10'000 CHF weniger als Personen mit höherer Berufsbildung oder Fachhochschulabschluss. Und auch eine Dissertation zahlt sich aus: Die Saläre von Geschäftsführern mit Doktorat belaufen sich häufig auf über 200'000 CHF pro Jahr. Nach Fachrichtungen aufgeschlüsselt wird deutlich, dass auf Geschäftsführungsebene Mitarbeitende mit einem wirtschaftswissenschaftlichen Abschluss die Rangliste anführen. Es folgen Absolventen von sozial-, rechts- und naturwissenschaftlichen Fachrichtungen.

Privatwirtschaftliche Mechanismen im NPO-Segment

Was die Repräsentanz der Frauen in der obersten Führungsgilde anbelangt, unterscheiden sich die Verhältnisse im Nonprofit-Bereich kaum von sonstigen Organisationen: Weibliche Angestellte sind im Top-Management stark untervertreten und im mittleren Management liegen ihre Saläre unter jenen der männlichen Angestellten.

Weiter zeigt die Erhebung, dass aus der Privatwirtschaft gängige Praktiken, etwa leistungs- und erfolgsabhängige Gehaltskomponenten, in den letzten Jahren im Nonprofit-Bereich Auftrieb erhalten haben. Auch die Lohnentwicklung in der Branche befindet sich auf einem aufsteigenden Zweig: Seit 1999 sind die Gehälter in Non-Profit-Unternehmen um bis zu drei Prozent im Jahr gestiegen.

Die Herausgeber der Studie stellen den Nonprofit-Organisationen insgesamt ein gutes Zeugnis aus. «Die Entlöhnung der Spitzenkräfte ist massvoll und entspricht sicherlich den aktuellen Governance-Grundsätzen der Verhältnismässigkeit und Nachvollziehbarkeit», resümieren Helmig und Purtschert.

Literaturhinweis:
«Gehaltsstudie 2006» – Vergütung
von Führungskräften in Nonprofit-
Organisationen

Kontakt:
Verbandsmanagement Institut,
www.vmi.ch, info@vmi.ch,
Tel: +41 (0) 26 300 84 00

Les salaires des dirigeants sont-ils trop élevés ?

Daniel Vasella (Novartis) ou Marcel Ospel (UBS) ont reçu plus de vingt millions de francs de rémunération pour l'année 2005. Comparativement aux 5'548 francs bruts par mois du salaire moyen d'un travailleur suisse, l'importance de ces montants peut laisser songeur. La Chaire de gestion financière mène une réflexion approfondie sur ce thème, selon l'approche de la gouvernance d'entreprise.

par Florent Ledentu

projet



Pourquoi les rémunérations de certains dirigeants d'entreprises cotées en bourse sont-elles aussi importantes ? Quelles sont les personnes chargées de déterminer ces montants ? Pour quelles raisons ces rémunérations sont-elles divulguées au grand public ? La «corporate governance» – en français la «gouvernance d'entreprise» ou le «gouvernement d'entreprise» – permet d'y apporter des réponses.

L'objectif de la gouvernance d'entreprise est de protéger les intérêts des petits actionnaires, face à un éventuel comportement déviant des personnes chargées de la gestion des entreprises cotées.

Cette meilleure protection doit également permettre de favoriser le financement externe des entreprises et la croissance des places financières.

Pour parvenir à cet objectif, la gouvernance d'entreprise propose deux principaux types de mécanismes. Le premier doit permettre un meilleur contrôle des agissements des dirigeants, par exemple en mettant en place un conseil d'administration représentant au mieux les intérêts des actionnaires. Le deuxième type comprend des mécanismes incitatifs, correspondant notamment à l'instauration d'un système de rémunération, indexé sur la performance boursière de l'entreprise, afin de faire converger les intérêts des actionnaires et ceux des dirigeants.

Mieux protéger les actionnaires

Deux initiatives privées ont permis de faire progresser la situation suisse en matière de

gouvernance. L'année 2002 a ainsi été marquée par l'application de la «Directive SWX concernant les informations relatives au Corporate Governance» et la publication du «Code de bonne pratique pour le gouvernement d'entreprise» d'Economiesuisse.

La première, édictée par la Bourse suisse, a comme objectif d'améliorer la transparence des entreprises cotées en Suisse, dans le but de la faire correspondre aux exigences des meilleurs standards internationaux. Parallèlement à la Directive qui exige la divulgation d'informations précises de la part des entreprises, le Code de bonnes pratiques propose une ligne de conduite grâce à des recommandations, tout en laissant une marge de liberté importante aux entreprises.

Dans le cadre spécifique de la rémunération, ce deuxième texte recommande par exemple de créer un comité de rémunération au sein du conseil d'administration, spécialement chargé de définir les principes régissant la rémunération des membres du conseil d'administration et de la direction. Afin de minimiser les conflits d'intérêts potentiels, ce dernier doit être formé en majorité de membres du conseil d'administration indépendants et non exécutifs (c'est-à-dire n'ayant aucun lien avec la société, autre que leur mandat au sein du conseil d'administration). La Directive impose quant à elle que les principes retenus et les montants versés aux membres du conseil d'administration soient publiés dans le rapport annuel. C'est donc par ce biais que la composition et le montant de la rémunération globale la plus élevée au sein du conseil d'administration sont désormais rendus publics.

Exiger la transparence

La divulgation de ce type d'informations constitue une évolution importante en matière de gouvernance d'entreprise. Cette obligation

Florent Ledentu est assistant diplômé au Département de gestion. florent.ledentu@unifr.ch

de transparence peut exercer une influence concrète sur la gestion de l'entreprise, soit de manière indirecte au travers des réactions des marchés boursiers, soit de manière directe au moyen d'interventions d'actionnaires lors des assemblées générales. Cet activisme des actionnaires a notamment été mis en évidence par les médias lors de l'assemblée générale 2005 de Nestlé. La fondation Ethos et cinq caisses de pension y avaient alors présenté des résolutions dans le but d'améliorer les statuts de l'entreprise, notamment afin empêcher le cumul des fonctions de Président et de CEO. Ainsi, lors de l'assemblée générale 2006, conformément aux engagements pris par Peter Brabeck suite à l'intervention d'Ethos en 2005, les actionnaires ont pu voter sur la préparation d'un projet de révision totale des statuts et l'ont acceptée à 98.12% des voix.

En matière de politique de rémunération, cet activisme a également été important lors des assemblées générales 2006 d'UBS et de Novartis. La fondation Ethos y a ainsi dénoncé la politique de rémunération appliquée par le conseil d'administration de l'UBS et demandé à Novartis de revoir sa politique de rémunération (notamment sur les indemnités de départ des dirigeants) et d'améliorer significativement la transparence en la matière dans son prochain rapport annuel.

La toute puissance des actionnaires majoritaires

Ces différents exemples mettent en évidence l'utilité d'une transparence plus importante, afin de responsabiliser aussi bien les dirigeants que les actionnaires. Cependant le contrôle de la haute direction des entreprises suisses est confronté à une problématique spécifique : la présence d'actionnaires de contrôle.

Les comparaisons internationales de la structure de propriété des entreprises caractérisent la structure de propriété des entreprises suisses par une concentration élevée de l'actionnariat grâce à une très forte application de mécanismes permettant d'augmenter le pouvoir des actionnaires majoritaires. Les résultats obtenus par la Chaire de gestion financière sur la situation suisse montrent ainsi que l'actionnaire le plus important détient à lui seul la majorité absolue de l'ensemble des droits de vote dans 45% des sociétés et que cette valeur passe à 56 % en ne considérant que les voix effectivement exercées lors des assemblées générales.

Leur pouvoir sur l'entreprise est alors légitimé par un pourcentage de voix important et ne peut être remis en question comme dans le cas d'un dirigeant rémunéré pour gérer l'entreprise. Les actionnaires de contrôle peuvent ainsi profiter de leur position dominante lors

de l'assemblée générale pour obtenir le contrôle du conseil d'administration et s'alloier des bénéfices privés qu'eux seuls peuvent percevoir. Un exemple concret pourrait être l'engagement d'une personne non compétente, mais proche de l'actionnaire de contrôle ou encore la vente d'actifs à un prix sous-évalué à une entreprise détenue à 100% par ce dernier.

Prendre en compte tous les paramètres

La prise en considération de la présence d'actionnaires de contrôle prend toute son importance au niveau de la définition et de l'application des mécanismes de gouvernance, dont le but est de protéger efficacement les intérêts des petits actionnaires. La capacité d'un actionnaire à dominer l'assemblée générale, organe suprême des entreprises, remet ainsi fortement en question l'efficacité des mécanismes de contrôle devant être appliqués par ce biais, tels l'élection des membres du conseil d'administration.

Les recherches menées au sein de la Chaire de gestion financière de l'Alma Mater visent à analyser l'influence de la structure de propriété sur le niveau de transparence et de gouvernance des entreprises cotées à la bourse suisse, avant et après l'application des nouveaux textes en 2002. Cette approche permet d'évaluer le comportement adopté par les actionnaires de contrôle suite à ces changements et laisse présager de l'efficacité du système actuel de gouvernance en Suisse.

Elle permet de confirmer que la présence d'actionnaires de contrôle influence négativement le niveau de bonne gouvernance des entreprises analysées. Le non respect des recommandations du Code de bonnes pratiques au niveau de leur structure et de leur organisation permet ainsi de conserver une position dominante dans l'entreprise et de la gérer selon leurs propres intérêts.

Si la divulgation du salaire des dirigeants doit permettre de réguler les montants versés en fonction de l'environnement spécifique à chaque entreprise, l'augmentation de transparence ne doit pas occulter les autres éléments qui ne peuvent être directement quantifiés, tels les bénéfices privés liés à la domination des entreprises. Le système suisse de gouvernance d'entreprise doit encore évoluer dans cette voie, notamment grâce à la révision en cours du code des obligations. Il faut également rappeler que l'application d'une meilleure gouvernance est dans l'intérêt de toutes et de tous, du fait que chaque personne vivant en Suisse, est un «petit» actionnaire par le biais de sa caisse de pension.

■ *La fondation Ethos, créée en 1997 par deux caisses de pension genevoises, a pour but de favoriser la prise en compte des principes de développement durable et des règles de bonne pratique de gouvernement d'entreprise dans les activités d'investissement de ses membres. www.ethosfund.ch*

■ *Le salaire de 21 millions de CHF de Daniel Vasella doit être mis en relation avec la valeur boursière de Novartis s'élevant à 190 milliards de CHF et un résultat net de plus de 7 milliards de CHF pour l'année 2005.*

■ *Les travaux sur la gouvernance d'entreprise en Suisse menés par la Chaire de gestion financière, ainsi que par la Faculté des sciences économiques et sociales de l'Université de Fribourg, ont fait l'objet de publications récentes dans deux ouvrages :*

– *Le gouvernement d'entreprise en Suisse. Dynamiques externes et stratégies internes. Schulthess, Zurich, 2005.*

– *Revue Economique et Sociale, Dossier sur la gouvernance d'entreprise en Suisse. Lausanne, n°3, septembre 2005.*

Marketing or not marketing ?

A l'heure où les universités sont entrées dans l'ère de Bologne, la pression de la concurrence entre les institutions ne cesse d'augmenter : il faut désormais savoir «se vendre» pour attirer aussi bien les étudiants que les professeurs. Une carte indispensable à jouer pour gagner : le marketing.

in-house

par Laure Schönenberger

L'Université de Fribourg est l'une des toutes premières hautes écoles suisses à avoir osé se doter en juillet 2005 d'un Service Communication & Marketing (SCM). Voilà, le vilain mot est lâché. Comment ? Le savoir ne serait-il qu'un vulgaire produit à écouler le mieux possible sur fond de marché concurrentiel ? Et pourtant, une année plus tard, toutes les universités de Suisse adoptent, les unes après les autres, cette organisation et recrutent elles aussi des spécialistes expérimentés en marketing, capables d'apporter un œil nouveau sur le paysage devenu hautement compétitif des hautes études en Suisse, en Europe et dans le monde. Le but désormais clairement affiché est de pouvoir mieux profiler son université, se positionner par rapport aux autres institutions : en un mot, obtenir le plus de succès possible afin d'accueillir les meilleurs étudiants et les meilleurs chercheurs.

Saisir le taureau par les cornes

Force est de constater que le «marché universitaire» a considérablement évolué à l'instar de tous les autres domaines. Mondialisation bien sûr, phénomène inévitable du 21^{ème} siècle, compétition évidemment et nécessité de légitimer ses résultats pour continuer à vivre. Les récents événements qui ont secoué la communauté suisse romande ont porté un coup sévère en entamant le prestige dont jouissait le monde universitaire. Loin de nous l'idée de porter un jugement de valeur sur qui ou quoi que ce soit ayant rapport à ces évolutions, mais plus personne ne peut nier l'importance primordiale que jouent la communication et le marketing dans la vie quotidienne de l'université, et particulièrement en période de crise.

Depuis longtemps déjà, les universités, facultés, instituts et départements ressentent le besoin de «faire du marketing» que ce soit pour développer leur image, tenter d'attirer de nouveaux étu-

dants, faire la promotion de leurs programmes d'études ou organiser des événements. La communication quant à elle existe depuis toujours dans son rôle de diffusion de l'information, des résultats de recherche et autres manifestations ou cérémonies liées à l'Université. Mais cela ne suffit plus aujourd'hui et la modestie qui sied à la science n'est plus de mise dans notre société. En effet, pour pouvoir continuer à travailler, à chercher, à enseigner, les professeurs ont besoin de résultats et surtout de les faire connaître et de les diffuser dans le but affiché d'obtenir des fonds aussi bien auprès des organismes officiels qu'auprès du secteur privé. La communication et le marketing se doivent désormais de faire partie intégrante de la stratégie de l'université – encore un mot que personne n'osait utiliser il y a peu – et ce de façon pro-active. En fait, l'évolution de leur rôle dans le domaine universitaire est exactement la même, à quelques décennies près, que celle des autres domaines de l'industrie ou du service et les solutions à cette évolution sont assez limitées. Rester dans sa tour d'ivoire et mourir de sa belle mort en ayant refusé de faire face à la situation et en prétendant que les moyens modernes de communication et de marketing ne sont pas dignes de s'occuper de la culture et de la recherche, ou saisir le taureau par les cornes, accepter de se remettre en question pour se donner les moyens d'aller vers l'avenir ? La réponse est évidente et c'est la raison pour laquelle toutes les universités prennent cette direction.

Indispensable à la survie

Pourtant l'université est très différente d'une entreprise traditionnelle. Lors d'un séminaire sur le thème du marketing, tous les responsables de service des universités suisses, réunis au sein de l'association Suprio, se sont posé la question de l'identification de ces différences et de leur impact.

Laure Schönenberger est directrice du Service Communication & Marketing.
laure.schoenenberger@unifr.ch



Tout d'abord en matière de stratégie : dans le privé, le rôle du marketing dans la stratégie de l'entreprise et dans l'établissement de l'offre s'avère essentiel et déterminant. A l'université, ce sont les facultés qui élaborent cette offre en accord avec le rectorat.

Au niveau des finances, une entreprise calcule ses budgets précisément en fonction d'un certain nombre de critères, notamment les recettes et les prévisions. La plupart du temps, un pourcentage calculé sur les revenus définit la part «attribuée» au marketing. L'université, et c'est sans doute la différence majeure, n'est pas destinée à faire du profit et a un rôle beaucoup plus vaste que la simple mise à disposition de produits ou de services. Les budgets proviennent pour la plus grande part de fonds publics et sont consacrés aux études et à la recherche. Par conséquent, même si tous sont conscients du caractère inévitable de la promotion, consacrer une somme globale au «marketing» provoque quelques réticences et l'on se dit assez facilement que cette somme pourrait servir ailleurs, d'où la difficulté d'allouer un vrai budget à ce domaine.

Alors que l'entreprise n'investit pas dans le développement d'un produit sans connaître sa future rentabilité ou au minimum l'espérer, de nombreux domaines de recherche ne peuvent pas être «rentables», pourtant ils sont absolument indispensables et c'est l'un des devoirs de l'université de continuer à les développer.

Si cette liste n'est bien évidemment pas exhaustive, les participants au séminaire sont tous arrivés à la conclusion que le marketing est aujourd'hui un élément indispensable à la survie des universités et des chercheurs. Loin de représenter une menace, la communication et le marketing, pour autant qu'ils s'adaptent

aux spécificités du domaine (ce qui est une évidence pour tout professionnel), sont un atout considérable pour les universités qui savent les utiliser dans le respect absolu de la stratégie développée au plus haut niveau.

Les nouveautés marketing

En dehors de la création quotidienne d'affiches, invitations, badges et autres flyers pour toute l'Université, des relations avec la presse et de la gestion des sites internet et intranet, voici quelques-uns des grands projets déjà réalisés totalement ou partiellement au Service Communication & Marketing :

- Développement de la nouvelle identité visuelle de l'Université
- Mise à disposition de tous les logos et leurs déclinaisons sur internet
- Rédaction d'une brochure destinée aux gymnasiens (parue en 4 langues en avril 2006)
- Publication de la nouvelle charte graphique
- Nouveau concept et design d'Universitas
- Nouveau design d'Unireflets et de Memento
- 2 mars 2006 : réunion de coordination et d'information de toutes les personnes concernées par le marketing à l'Université
- 25 avril 2006 : présentation à tous les responsables de sites internet de la nouvelle architecture et du nouveau design des sites
- Réfection du site du Service
- Réfection du site internet de l'Université
- Mise à disposition de masques pour les sites des facultés
- Mise à disposition sur intranet d'une présentation générale de l'Université et création d'une présentation flash
- Création d'articles publicitaires sur commande (lanières, cerveaux stress-balls, tasses etc...)
- Support et conseil pour l'organisation / promotion des colloques

Das Papsttum als Familienunternehmen

Mord, Intrigen, Krieg: Papst Alexander VI. Borgia (1431-1503) war jedes Mittel recht, um seinen Kindern einen dauerhaften Platz unter den Mächtigen Italiens zu verschaffen. Der Freiburger Historiker Volker Reinhardt beschreibt in seinem neuesten Buch Aufstieg und Herrschaft des «unheimlichen» Papstes.

lecture

von Stephan Moser

Als Papst Alexander VI. Borgia am 18. August 1503 nach einem Pontifikat von elf Jahren und sieben Tagen starb, machten in Rom die wildesten Gerüchte die Runde. Der skrupellose Papst sei Opfer seiner eigenen Perfidie geworden und habe aus Versehen das Gift getrunken, das er eigentlich für jemanden anderen vorgesehen habe. Dass der 72-jährige Pontifex wahrscheinlich an Malaria starb, war für seine Zeitgenossen eine zu banale Erklärung. Sein grauenhaft angeschwollener Leichnam liess für sie nur einen Schluss zu: Der Teufel hatte seinen treuen Diener in die ewige Unruhe der Hölle heimgeholt.

Sex and Crime im Vatikan

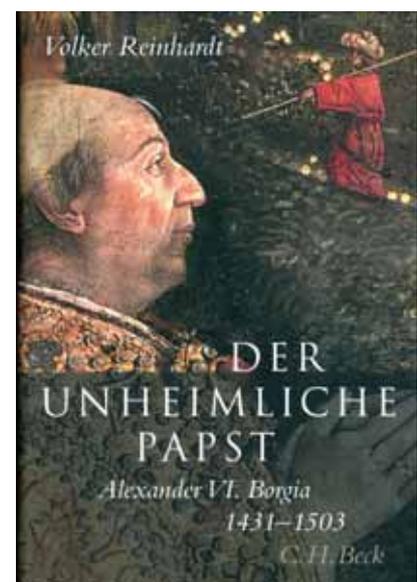
Ein teuflischer Papst? Unerhörtes und Skandalöses geschah unter ihm tatsächlich. Sein Amt hatte er sich durch Wahlgeschenke erkaufte, er feierte ausgelassene Feste im Vatikan, führte im Namen der Kirche Kriege, die vor allem seinen familiären Interessen dienten, und seine politischen Gegner endeten nicht selten als Wasserleichen im Tiber. Diese Tatsachen und bewusst von seinen Feinden in Umlauf gebrachten Verleumdungen verwoben sich zu einer derart düsteren Borgia-Legende, dass seine Zeitgenossen dem Heiligen Vater bald jede Schandtate zutrauten, auch Sex-Orgien im «Tollhaus» Vatikan und Inzest mit der eigenen Tochter!

Mit offensichtlicher Lust an der kriminalistischen Spurensuche, dem Überprüfen von Indizien und dem Forschen nach Motiven, versucht Volker Reinhardt, Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Freiburg, in seiner Papstbiographie die historische Wahrheit hinter dieser Legende herauszuschälen. Er zeigt dabei Alexander VI. Borgia als ehrgeizigen und skrupellosen sozialen Aufsteiger, der vor allem ein Ziel hatte: seine Familie, die ursprünglich aus dem niederen

spanischen Adel stammte und mit Calixtus III. (1455-58) schon einmal einen Papst stellte, über seinen Tod hinaus als mächtige, reiche und einflussreiche Dynastie in Italien zu etablieren.

Im Namen der Kirche – und der Familie

Familienförderung betrieben praktisch alle Päpste, Alexander VI. Borgia jedoch trieb den Nepotismus auf die Spitze. Schon als Kardinal zeigte sich sein ausgeprägter Familiensinn. Der lebenslustige Spanier zeugte mit seiner langjährigen Geliebten vier Kinder, die er als stolzer Papa auch notariell anerkennen liess. Nach seiner Wahl zum Papst 1492 spielten sie eine wichtige Rolle im dynastischen Vorsorgeplan Alexanders. Seine Tochter Lucrezia verheiratete der gewiefte Macht- und Familienmensch nach politischem Kalkül mit italienischen



Volker Reinhardt, *Der unheimliche Papst. Alexander VI. Borgia (1431-1503)*, Verlag C.H. Beck, München 2005. 277 Seiten.

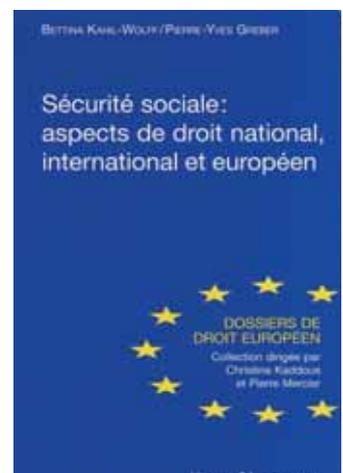
lecture

Fürsten. Bot sich eine bessere Partie, wurde der Ehemann durch Scheidung oder Mord beseitigt.

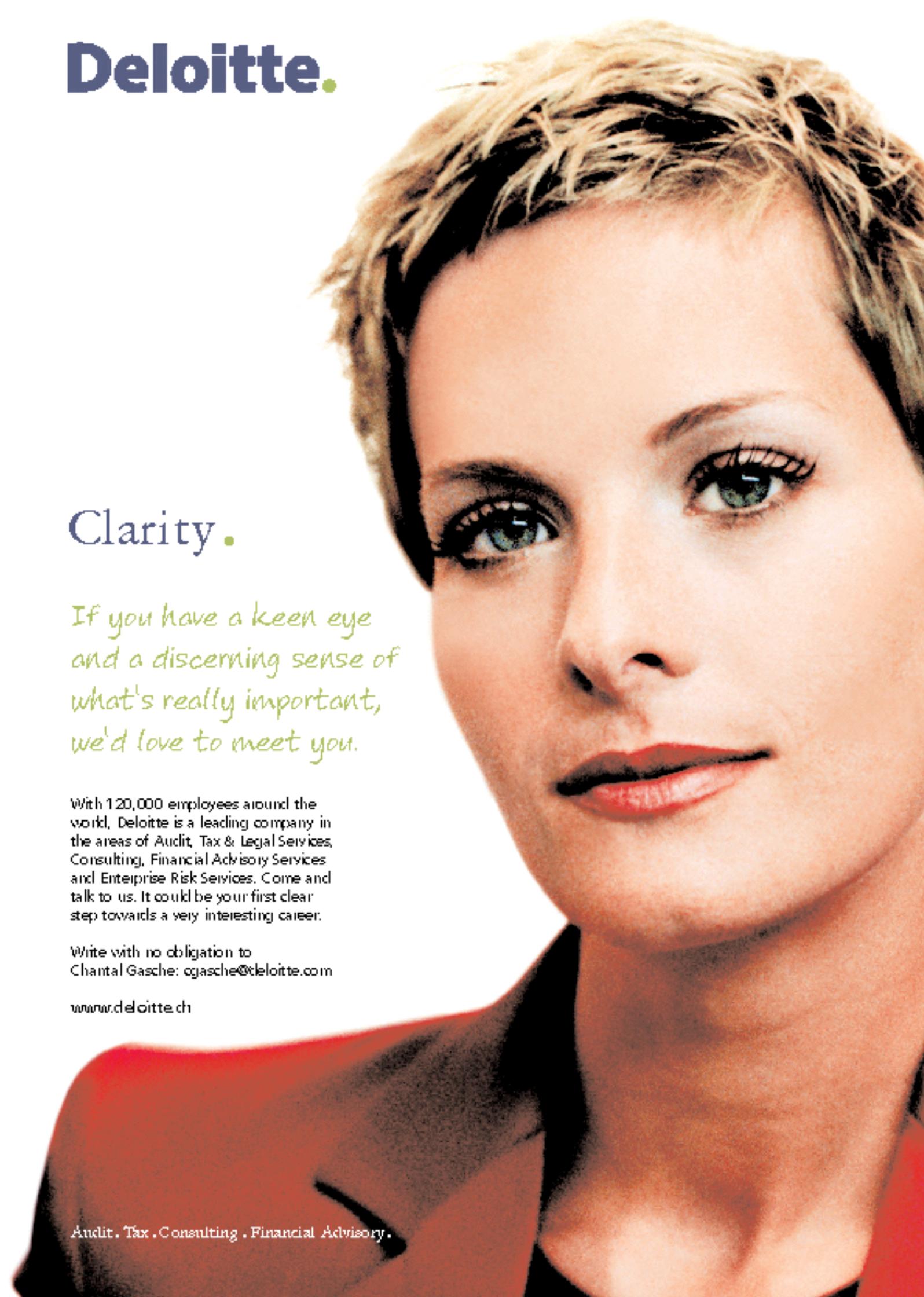
Seinen Sohn Cesare machte Alexander VI. erst zum Kardinal, entliess ihn dann aber wieder aus dieser geistlichen Würde, als er ihn als Feldherren für seine territorialen Eroberungspläne besser brauchen konnte. Cesare sollte den Borgias endlich zu einem eigenen Staat verhelfen. Mit dem päpstlichen Segen seines Vaters machte sich Cesare ab 1497 daran, die Romagna mit Waffengewalt für die Familie zu erobern. Der Papst zog im Hintergrund die Fäden, spielte Herrscher und Verbündete gegeneinander aus, während der Sohn das dreckige Kriegsgeschäft vor Ort erledigte. Um die Familienfeldzüge zu finanzieren, schreckte der Papst auch nicht vor dem Giftmord an einem reichen Kardinal zurück. Weilte der Papst nicht in Rom, übertrug er die weltlichen Amtsgeschäfte des Vatikans kurzerhand seiner Tochter Lucrezia. Ein ungeheurer Tabubruch, der deutlich zeigte, dass sich dieser Papst an keine Regeln mehr hielt: Er hatte das Papsttum definitiv zum Familienunternehmen erklärt.

Macht und Machtverlust

Doch der Versuch der Borgias, sich als mächtige Familie zu behaupten, scheiterte kläglich. Mit ihrer rücksichtslosen Machtpolitik hatten sie sich in Italien praktisch nur Feinde geschaffen, dauerhafte Freunde hingegen kaum. Ausserdem war das Ansehen der Borgias auf einem Tiefpunkt angelangt. Das bekam Cesare nach dem Tod seines Vaters zu spüren. Er verlor sämtliche Besitztümer in Italien und starb – weitgehend vergessen – 1507 im Exil. Mit Julius II. bestieg ein erklärter Feind der Borgias den Papstthron. Die Borgias hatten sich unfreiwillig selbst zerstört. Laut Volker Reinhardt lässt sich die Geschichte Alexanders VI. denn auch als Lehrstück darüber lesen, wie man Macht so ausübt, dass daraus am Ende Machtverlust hervorgeht.



pub Canisius



Deloitte.

Clarity.

*If you have a keen eye
and a discerning sense of
what's really important,
we'd love to meet you.*

With 120,000 employees around the world, Deloitte is a leading company in the areas of Audit, Tax & Legal Services, Consulting, Financial Advisory Services and Enterprise Risk Services. Come and talk to us. It could be your first clear step towards a very interesting career.

Write with no obligation to
Chantal Gasche: cgasche@deloitte.com

www.deloitte.ch

Audit . Tax . Consulting . Financial Advisory .